

Traditio et Innovatio

MAGAZIN DER UNIVERSITÄT ROSTOCK 1/2022



2021

JÜDISCHES LEBEN
IN DEUTSCHLAND

1700 JAHRE JÜDISCHES LEBEN IN DEUTSCHLAND

ab Seite 6

Neuer Sonderforschungs-
bereich hat Arbeit
aufgenommen

Seite 36

DiCaRo – Die Universität
Rostock geht digital

Seite 40



Liebe Leserinnen und Leser,

ich freue mich sehr darüber, dass wir Ihnen wieder eine neue Ausgabe unseres Universitätsmagazins präsentieren können.

Der Schwerpunkt dieses Heftes bildet das Festjahr anlässlich 1.700 Jahren jüdischen Lebens in Deutschland, das wir im Jahr 2021 bundesweit begangen haben. In 15 Beiträgen machen uns die Autorinnen und Autoren das vielfältige jüdische Leben heute und in der Vergangenheit sichtbar. Einen wichtigen Stellenwert nimmt dabei die wechselhafte gemeinsame Geschichte der jüdischen und nicht-jüdischen Bevölkerung ein. Deutlich wird dabei einerseits die beachtliche Bedeutung des Judentums für die deutsche Kultur, Wirtschaft und Wissenschaft, aber auch andererseits die besondere Verantwortung der Deutschen und des deutschen Staates für die Unterstützung jüdischen Lebens nach dem Holocaust. Mein besonderer Dank gilt dem Historischen Institut unserer Universität und dem Verein Bunt statt braun e.V., die das Festjahr in Rostock gemeinsam koordiniert haben.

Der zweite Teil des Magazins widmet sich vielem Neuem an unserer Universität. Wir freuen uns darüber, dass ein neuer Sonderforschungsbereich am Institut für Physik seine Arbeit aufgenommen hat. Wir stellen Ihnen das universitätsweite Digitalisierungsprojekt DiCaRo vor und berichten über das Engagement unserer Universität im Rahmen von EU-CONEXUS.

Im April nehmen Prorektorin Dr. Ludmila Lutz-Auras und Prorektor Julius Richert ihr Amt auf. Schließlich stellen wir Ihnen einige neue Gesichter an unserer Universität vor.

Ich wünsche Ihnen eine anregende und interessante Lektüre.

Herzlichst Ihr

Wolfgang Schareck
Rektor der Universität Rostock

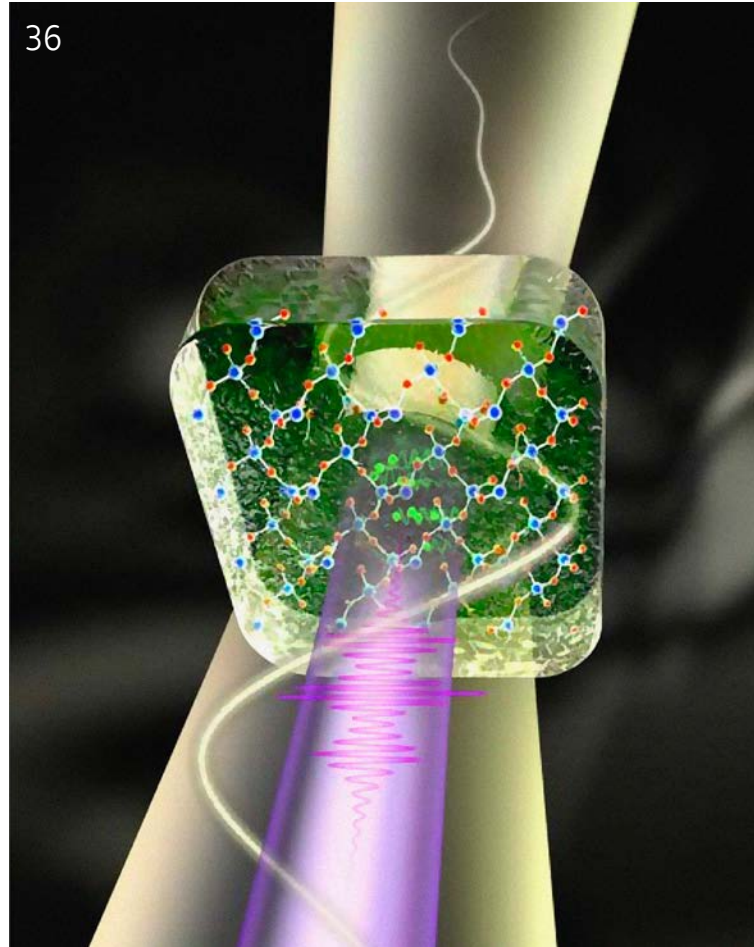
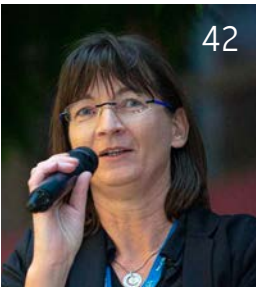




Foto: Oliver Kreuzfeld

TITEL

- | | | |
|--|--|---|
| <p>6 Das Festjahr an der Universität Rostock</p> <p>8 Juden und Germanen bei den Römern</p> <p>10 Antijüdische Narrative im europäischen Mittelalter</p> <p>12 Rittertum und jüdische Kultur im späteren Mittelalter</p> <p>15 Jüdisch-Deutsche Kulturkontakte im „Oxford-Frankfurter Liederbuch“</p> | <p>18 Spuren jüdischen Lebens im Nachlass des Rostocker Orientalisten Oluf Gerhard Tychsen (1734–1815)</p> <p>Oluf Gerhard Tychsen und die jüdischen Grabinschriften in Mecklenburg</p> <p>Jüdische Migration aus Mecklenburg nach Schweden</p> <p>Justus Zadig de Meza (1754–1777) als Arzt in Mecklenburg</p> <p>Oluf Gerhard Tychsen als Förderer eines jüdischen „Mecklenburg-Polens“</p> | <p>22 Ortstermin im Haus der Ewigkeit</p> <p>25 Jüdische Frauen an der Universität Rostock</p> <p>27 Jüdische Emigration aus dem nationalsozialistischen Deutschland</p> <p>29 Porträt eines Unpolitischen</p> <p>32 Gemeinsame Geschichte – unterschiedliches Erinnern</p> <p>34 Verstetigtes Gedächtnis, immerwährendes Gedenken?</p> |
|--|--|---|



STUDIUM & LEHRE

- 36 Neuer Sonderforschungsbereich hat Arbeit aufgenommen
- 38 Der optimalen Beschichtung für Omas Cochlea-Implantat auf der Spur
- 40 Uni Rostock digital

INTERNATIONALES

- 42 Grenzenlos studieren und arbeiten an der Europäischen Universität EU-CONEXUS

- 45 Neue Prorektorin für Internationales, Gleichstellung und Vielfaltmanagement und neuer studentischer Prorektor der Universität Rostock

CAMPUS

- 46 Prof. Dr. phil. habil. Harald Raab in memoriam (1921–1969)
- 48 Neu an der Universität Rostock

KURZ & BÜNDIG

- 50 Neu an der Universität Rostock
- 51 Neue Pressesprecherin an der Universität Rostock
- 52 Wissenschaftler mit Joachim-Jungius-Förderpreis der Universität Rostock ausgezeichnet
- 53 Förderpreis für Lehre 2021 für drei Lehrende
- 53 Impressum

DAS FESTJAHR AN DER UNIVERSITÄT ROSTOCK

Der Anlass

Vor 1700 Jahren erließ Kaiser Konstantin ein Dekret, das sich an die *curia* der römischen *colonia agrippina* richtete, also an das oberste Verwaltungsorgan des späteren Köln. Der Kaiser erlaubte den Mitgliedern der *curia* zukünftig auch Bürger jüdischen Glaubens aufzunehmen. Das Dekret Kaiser Konstantins ist jedoch nicht so sehr ein Privileg für die Kölner Jüdinnen und Juden, wie man vielleicht meinen könnte, sondern markiert vielmehr den Beginn der Verschlechterung ihrer rechtlichen Stellung im sich christianisierenden römischen Reich. Die Mitglieder der *curia*, in die von nun an auch jüdische Bürger berufen werden konnten, waren nämlich nicht zuletzt für die Eintreibung und Weiterleitung der Steuern der Kolonie zuständig. Dabei waren sie persönlich haftbar, d.h. sie mussten mit ihrem Privatvermögen für das festgelegte Steueraufkommen geradestehen – eine in den Krisen des spätantiken Reiches immer größer werdende finanzielle Belastung. Und das galt von nun an eben auch für die jüdischen Bürger der Kolonie, die zuvor noch davon ausgenommen waren. Das Dekret Kaiser Konstantins ist somit nicht nur der erste schriftliche Beleg für jüdisches Leben im späteren Deutschland, nicht nur ein erster Beleg für die Verflechtung jüdischer und christlicher Lebenswirklichkeiten. Es markiert zugleich den ersten Schritt hin zu einer Verschlechterung der Stellung von Jüdinnen und Juden in ihrer immer stärker christlich geprägten Umwelt. Es kann somit stellvertretend für die kommenden Jahrhunderte stehen, die ebenso durch Phänomene der Integration wie durch solche der Ausgrenzung geprägt waren. In denen neben Anfeindungen und Verfolgungen jedoch auch produktiver Austausch, friedliches Nebeneinander und Kooperationen stattfanden.

Das Jubiläum

Da das Dekret Konstantins den ersten schriftlichen Beleg für jüdisches Leben nördlich der Alpen darstellt, hat der Verein „321–2021: 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland e.V.“ dieses zum Anlass genommen, die lange gemeinsame Geschichte mit einem Festjahr zu begehen.

Rasch haben sich der ursprünglich von Köln ausgehenden Initiative Kommunen, Vereinen, Institutionen und Einzelpersonen in ganz Deutschland angeschlossen. In Rostock war es das Historische Institut, konkret der Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte, der diesen Impuls aufgegriffen und die zahlreichen Veranstaltungen im Rahmen des Festjahres koordiniert hat. Dank der großen Bereitschaft vieler Rostocker Einzelpersonen, Vereine und nicht zuletzt auch der Universität entstand ein vielfältiges und beeindruckendes Jahresprogramm. Fast 40 Veranstaltungen konnten im vergangenen Jahr realisiert werden, darunter eine Ausstellung, Stadtrundgänge, Führungen, Vorträge sowie zwei Festivals, die nochmals knapp 20 Einzelveranstaltungen in das Festjahr integrierten. Die Universität Rostock selbst beteiligte sich mit 19 Veranstaltungen am Festjahr zum jüdischen Leben. Zwar durchkreuzte die anhaltende Coronapandemie einige Pläne, die Universität bewies jedoch, dass sich die mittlerweile gemachten Erfahrungen etwa in der Online-Lehre auch für das Fest-

*Studierende der Universität Rostock
beteiligen sich an der Denksteinreinigung.*

(Foto: Oliver Kreuzfeld)





Workshop mit Studierenden zum Nachlass des Rostocker Orientalisten Oluf Gerhard Tychsen in der Abteilung Sondersammlungen der Universitätsbibliothek Rostock

jahr fruchtbar umsetzen ließen. So konnten zahlreiche Universitätsangehörige ihre Forschungen zur jüdischen Geschichte, Gegenwart, Kultur und Religion einer interessierten Öffentlichkeit präsentieren. Neben Vorträgen standen Diskussionsveranstaltungen, aber auch eine Radtour zu den Orten jüdischen Lebens in der Stadt, die gemeinsame Pflege des jüdischen Friedhofs, Exkursionen sowie Filmvorführungen.

Die Universität konnte im Laufe des Festjahres zeigen, dass sie ein wichtiger Bestandteil der Rostocker Zivilgesellschaft ist. In einer Zeit, in der es wieder vermehrt zu Anfeindungen gegenüber Mitbürgerinnen und Mitbürgern jüdischen Glaubens kommt, in der sogar gewaltsame Übergriffe zu verzeichnen sind, konnten die von der Universität getragenen Veranstaltungen zeigen, dass jüdische Geschichte und jüdische Kultur ein untrennbarer Bestandteil einer gemeinsamen europäischen Geschichte und Kultur ist. Dem Anlass des Festjahres, dem Dekret von 321, kommt dabei besondere Bedeutung zu. Das Dekret dokumentiert, dass es jüdisches Leben in der Mitte Europas bereits in der Antike und somit lange vor dem Beginn der deutschen Geschichte im eigentlichen Sinne gab. Menschen jüdischen Glaubens waren entsprechend keine Fremden, keine von außen in das vermeintlich so homogene Land Hineingekommene. Jüdische Menschen waren immer schon da, neben und zusammen mit ihren christlichen

Nachbarinnen und Nachbarn. Dass die in der Spätantike beginnende Geschichte nicht immer einfach war, dass sie auch durch Zäsuren, Gewalt und immer wieder Wellen der Verfolgung geprägt waren, muss wohl nicht eigens betont werden. Doch sollte man angesichts dessen nicht vergessen, dass wir dennoch auf eine gemeinsame Geschichte zurückblicken, die vor 1700 Jahren begonnen hat.

Marc von der Höh und Marie Lehmann

Beteiligte:
 Universität Rostock – Historisches Institut, Institut für Germanistik, Institut für Romanistik, Heinrich Schliemann-Institut für Altertumswissenschaften, Theologische Fakultät, Arbeitsgruppe Tychsen, Arbeitsgruppe Schicksale jüdischer und 'nichtarischer' Angehöriger der Universität Rostock in der NS-Zeit, Arbeitskreis mediävistischer NachwuchswissenschaftlerInnen, AStA der Universität Rostock
 Universitätsbibliothek Rostock – Blockseminar 'Auf den Spuren jüdischen Gedenkens in Rostock und Mecklenburg – Geschichte und Institutionen', Abteilung Sondersammlungen
 Jüdische Gemeinde Rostock
 Max-Samuel-Haus Rostock
 Interreligiöser Arbeitskreis Rostock
 Ev. Luth. Innenstadtgemeinde Rostock
 Evangelische Akademie der Nordkirche
 Soziale Bildung e. V.
 Bunt statt braun e. V.
 Partnerschaft für Demokratie
 Hochschule für Musik und Theater Rostock
 Landesfrauenrat Mecklenburg-Vorpommern e. V.
 Verein für Rostocker Geschichte e. V.
 Hanse- und Universitätsstadt Rostock – Stadtarchiv Rostock, AG Gedenken der Hanse- und Universitätsstadt Rostock

JUDEN UND GERMANEN BEI DEN RÖMERN

Der Hintergrund des Jubiläums ist die im Jahre 321, vor 1700 Jahren, an den Rat der Stadt Köln übermittelte *lex generalis* des Kaisers Konstantin, die den wohlhabenden Juden das Privileg entzog, nicht in den Stadtrat eintreten und auf diese Weise mit ihrem Vermögen haften zu müssen. Dahinter steckt kein judenfreundliches Motiv, sondern der Wunsch, möglichst viele Personen zu finanziellen Leistungen heranziehen zu können. Für das Jubiläum 2021 bietet sich dieses Datum vor 1700 Jahren an, doch ist die Jüdische Gemeinde in Köln gewiss älter. Nach den großen jüdischen Aufständen unter der römischen Herrschaft im 1. und 2. Jahrhundert kamen Juden auch nach Köln. Über die genaue Zahl können wir keine Angaben machen, aber es lebten im Imperium Romanum der ersten Jahrhunderte ca. fünf bis sechs Millionen Juden, ca. 10 Prozent der Reichsbevölkerung. Es ist also ganz natürlich, dass sich die Römer für ihre Mitbewohner interessierten und über sie schrieben. Diese Literatur handelt von der als merkwürdig empfundenen Religion und Lebensweise der Juden, von der Sabbatheiligung, von den Speise- und Reinheitsgeboten, von der Beschneidung und der Absonderung. Am ausführlichsten und gleichzeitig am feindseligsten setzte sich der Geschichtsschreiber Tacitus mit den Juden auseinander, der im Jahre 98 auch ein Buch über die Germanen geschrieben hat. Tacitus repräsentiert die Einstellung der römischen Elite zu den fremden Völkern. Und so ist reizvoll, im Jahre 2021 die Sicht der Römer zu diesen beiden Völkern zu vergleichen (ohne damit natürlich Germanen und Deutsche gleichsetzen zu wollen). Tacitus hat die „Germania“ als Einzelschrift publiziert, seine Auslassungen über die Juden sind als Exkurs in seinem späteren Werk „Historien“ überliefert, um über den „Jü-

dischen Krieg“ von 66 bis 74 n. Chr. zu informieren. Eine Gegenüberstellung der beiden Texte ergibt überraschende Gemeinsamkeiten und gravierende Unterschiede der beiden Völker, Urteile, die gewiss viele Römer mit Tacitus teilten.

Die augenfälligste Gemeinsamkeit ist ihre Gefährlichkeit (für die Römer). Die Germanen waren für Tacitus als starke, hinterlistige Krieger und durch die große Bedeutung ihrer Frauen gefährlich, die Juden wegen ihrer Rebellionsneigung und ihrer schieren Masse (*multitudo*). Beide Gruppen befanden sich tatsächlich im ständigen Widerstand gegen Rom, Juden ebenso wie Germanen waren nur bedingt unterworfen und kaum integriert. Seit der Varusschlacht (9 n. Chr.), so Tacitus, habe es keine zielgerichteten Versuche mehr gegeben, Germanien komplett als Provinz einzurichten, und die Juden, wiewohl seit der Einrichtung der Provinz Judäa (als Teil der Provinz Syria) im Jahre 6 n. Chr. Reichsuntertanen, wurden dennoch als permanent aufstandsgeneigt wahrgenommen.

Beide Völker werden als Großgemeinschaften gesehen, wobei die Germanen zwischen Galliern im Westen und den Skythen und Sarmaten im Osten stehen. Die Juden wiederum wurden als quasi monolithische Volks- und Religionsgemeinschaft im ganzen Reich ohne erkennbare Differenzierung wahrgenommen. Der Wunsch nach Systematisierung im Exkurs konzentriert sich nur auf das „typisch Jüdische“, das als verantwortlich für die vermeintliche Rebellionsneigung aller Juden angesehen wurde. Bei den Germanen dagegen wurde nach Stämmen differenziert, weil einige den Römern zugeneigt und sie

Iudaea capta: Vespasian. „Judäa ist eingenommen“ – Iudaea Capta-Münze des Kaisers Vespasian (69 – 79 n. Chr.); auf der Vorderseite wird der Kaiser mit vollem Titel genannt, auf der Rückseite steht prägnant, wie hier sichtbar, Iudaea capta – Judäa ist eingenommen, was sich auf den Sieg im Jüdischen Krieg 66-70 n. Chr. bezieht. Zu sehen ist eine trauernde personifizierte Iudaea an einer Palme sitzend neben einem triumphierenden römischen Soldaten.



als Ganzes nicht handlungsfähig gewesen seien. Integrationsresistenz ist also beiden Gruppen gemeinsam, doch schien sie bei den Juden wegen ihrer Religion unheilbar, während die Germanen erst einmal unterworfen werden mussten, um dann wie die Kelten mittels der *instrumenta servitutis* (also Annehmlichkeiten der römischen Lebensweise) korrumpiert und eingegliedert werden zu können.

Aber natürlich gibt es große Unterschiede aus römischer Perspektive:

- Juden werden ausschließlich negativ, Germanen auch positiv gesehen, je nach Nähe oder Ferne zu römischen Werten.
- Juden sind Migranten, wo immer sie sich aufhalten, die Germanen autochthon und unvermischt. Für die Behandlung der Völker durch die römischen Beamten scheint dieser Aspekt wichtig.
- Germanen sind freiheitsliebend, Juden starrsinnig – beides sind Aufstandsmotive, denen man aber als Römer unterschiedlich zu begegnen hat; Freiheitsliebe ist verzeihlich, Starrsinn nicht.
- Der römische Germanenbegriff zielt zwar auf eine Gemeinschaft verschiedener Stämme, die einzelnen Stämme der Germanen werden jedoch in den ethnographischen Exkursen akkurat differenziert. Das ist bei den Juden ganz anders: dort spielen die verschiedenen jüdischen Gruppen keine Rolle, nicht einmal zwischen palästinischen und Diaspora-Juden wird unterschieden. Immer geht es um das „typisch Jüdische“, das alle Gruppen verbindet, während zum „typisch Germanischen“ auch die Uneinigkeit gehört, und diese „Tatsache“ hatte die römische Verwaltung vor Ort zu berücksichtigen.
- Der Abschließung aller Juden von dem Rest der Welt steht die germanische Gastfreundschaft und der Rom-Bezug vieler Germanenstämme gegenüber.
- Kleidung, Sprache und Wohnung werden bei den Germanen, nicht aber bei den Juden thematisiert: Auch hier dürf-

te das römische Interesse leitend gewesen sein, da Juden anders als die Germanen in ihren Diaspora-Gemeinden über das ganze Reich verteilt lebten und bei Äußerlichkeiten wie Kleidung wohl keine Einheitlichkeit ausgemacht werden konnte.

Die Germanen werden insgesamt als wilde, unzivilisierte Barbaren beschrieben, Juden als „Anti-Menschen“ schlechthin „diskriminiert“, also unterschieden von allen anderen Völkern; die Germanen waren weniger „diskriminiert“, da sie zwar auf einer niedrigen Zivilisationsstufe standen, aber durchaus domestizierbar schienen. Germanen seien also integrierbar, Juden nicht. Die fehlende Integrationsbereitschaft der Juden leitet sich von einer konspirativen Lebensweise ab, die religiös begründet war. Der Sinn all dieser Informationen zielt nicht auf ein „Verstehen“, weder im Sinne wissenschaftlicher Erkenntnis noch im Sinne von Toleranz, sondern auf ein „Kennzeichnen“ des jüdischen bzw. germanischen Typs hin. Sie sollten das Herrschaftswissen über einen äußeren und inneren Feind vermehren, daher sah sich Tacitus übrigens auch nicht genötigt, jüdische Texte einzubeziehen.

Die Haltung eines wesentlichen Teils der römischen Elite war, nimmt man heutige Definitionen zum Maßstab, „rassistisch“, der Judenexkurs antisemitisch. Tacitus arbeitet mit Stereotypen, die wir seit dem 19. Jahrhundert kennen, und verdammt Juden als Juden. Die römischen Texte bringen Herrschaftswissen zum Ausdruck, Wissen, das den römischen Umgang mit Untertanen erleichtern sollte. Aus der Perspektive Roms musste ja erklärt werden, warum Germanen bislang nicht unterworfen werden konnten und überhaupt schwer zu besiegen waren; das ergab sich z.B. aus der Freiheitsliebe, aus dem Charakter et cetera. Ebenso musste erklärt werden, warum es bislang nicht gelungen war, die Juden in das Imperium Romanum zu integrieren: Sie waren eine „verkehrte Welt“.

Ernst Baltrusch



Germania capta. Domitian 86 n. Chr. – Münze des Kaisers Domitian (81-96 n. Chr.). Auf der Vorderseite der Kaiser mit Titulatur, auf der Rückseite in der Mitte eine germanische Trophäe, zu deren Füßen eine trauernde Germania sitzt; rechts ein gefangener Germane stehend, die Hände auf den Rücken gefesselt, vor ihm Schild und Helm. Wieder prägnant zu lesen: Germania capta – Germanien ist eingenommen. (Staatliche Münzsammlung München, Fotos: Nicolai Kästner).

ANTIJÜDISCHE NARRATIVE IM EUROPÄISCHEN MITTELALTER

Die Vorwürfe und ihre Entstehung

Im Mittelalter entwickelten und verbreiteten sich zahlreiche antijüdische Stereotype und haltlose Unterstellungen, wie etwa Ritualmord- oder Hostienfrevelvorwürfe, die uns heute absurd und nicht zuletzt unverständlich erscheinen.

Ritualmordbeschuldigungen sind bereits in der Antike belegt und wurden dann im Mittelalter an den neuen christlichen Deutungsrahmen angepasst, indem man Jüdinnen und Juden nun vorwarf, sie hätten christliche Knaben rituell ermordet. In den historischen Quellen sind diese Vorwürfe erstmals 1144 für das englische Norwich belegt: Ein Mönch schrieb hier von einem christlichen Knaben, der von Juden entführt, gefoltert und gekreuzigt worden sei. 1235 folgt dann der erste Beleg für einen Ritualmordvorwurf im deutschsprachigen Reich. Nachdem in Fulda fünf Kinder einer Müllersfamilie bei einem Brand gestorben waren, bezichtigte man die örtlichen Juden des Mordes. Sie hätten – und das war neu – das Blut der Knaben für religiöse und magische Zwecke gebrauchen wollen. Zwar ist in diesem wie in anderen Fällen belegt, dass sich sogar Kaiser und Päpste für den Schutz der jüdischen Bevölkerung einsetzten, indem sie die Verbreitung dieser falschen Beschuldigungen zu verhindern versuchten. Erfolg hatten sie damit jedoch nicht. Die Legenden wurden über Jahrhunderte weiterverbreitet.

Ein weiteres Beispiel für derartige antijüdische Narrative ist die Hostienfrevellegende. Sie folgt einem ähnlichen Muster. Jüdinnen und Juden wurden erstmals 1290

in Paris beschuldigt, Hostien gestohlen zu haben, um sie anschließend – gewissermaßen stellvertretend für Jesu Christi – auf verschiedene Arten zu schänden. Stets seien dabei Wunder aufgetreten: Mit Messern gestochene Hostien hätten begonnen zu bluten oder sich in Fleisch verwandelt, als man sie in kochendes Wasser warf. Nach damaliger christlicher Vorstellung war Jesus ganz real in den geweihten Hostien präsent, sodass diese sich bei den vermeintlichen Schändungen in seinen Leib verwandelten oder sein Blut vergossen hätten.

Selbst einigen Zeitgenossen war bereits klar, dass es sich bei den Ritualmord- und Hostienfrevelvorwürfen aus verschiedenen Gründen nicht um tatsächliche Ereignisse gehandelt haben konnte, sondern dass diese diffamierenden Erzählungen komplett erfunden waren. Gleichwohl breiteten sie sich rasch über das Reich und ganz Europa aus. Warum aber fanden diese Narrative so großen Anklang in der Bevölkerung, wieso wurden sie immer weiterverbreitet?

Erklärungsansätze

Mehrere Erklärungen sind hierfür angeführt worden. Die angeblich ermordeten Kinder wurden oft rasch als Märtyrer und Heilige verehrt und auch den vermeintlich geschändeten Hostien wurden Wundertaten nachgesagt. Entsprechend entwickelten sich die angeblichen „Tortorte“ oft zu Wallfahrtsstätten, was wiederum dazu führte, dass die Pilgerinnen und Pilger nicht unbeachtliche Summen in die Kassen der jeweiligen Städte, Klöster oder Kirchen spülten. Einige Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler vermuten vor diesem Hintergrund, dass sich

die Vorwürfe deshalb nicht nur schnell verbreiteten, sondern dass sie aus diesem Motiv heraus überhaupt erst vor Ort entstanden.

Bei den Hostienfrevelvorwürfen ist zudem zu vermuten, dass sie durch die vermeintlichen Wundertaten der Hostien die neue Lehre von der Realpräsenz Christi in den Hostien zu etablieren und zu verbreiten halfen. Erst 1215 war diese Lehre beim IV. Laterankonzil festgeschrieben worden und es bedurfte einer gewissen Zeit, bis sie in der Bevölkerung angenommen wurde. So verwundert es nicht, dass die ersten Hostienwunderberichte noch ganz ohne jüdische Beteiligung auskamen. Es handelte sich vielmehr um Berichte, die von Personen erzählten, die (noch) nicht an die Transsubstantiationslehre glaubten, aber durch Bekehrungswunder eines Besseren belehrt wurden. So konnten sie etwa die Hostie nicht herunterschlucken oder mit einer gestohlenen Hostie auf wundersame Weise die Kirche nicht verlassen. Erste Berichte von vermeintlichen jüdischen Hostienschändungen bezogen sich auf sogenannte Hostienproben. Der Vorwurf lautete, die Jüdinnen und Juden hätten die (neue) christliche Lehre überprüfen wollen, indem sie die Hostien in kochendes Wasser oder ins Feuer geworfen hätten, wobei diese aber unversehrt geblieben seien. Die Absurdität der Vorwürfe wird hier besonders deutlich, denn warum sollten Jüdinnen und Juden etwas überprüfen wollen, an das sie ohnehin nicht glaubten?

Oftmals geriet die jüdische Bevölkerung auch in das Spannungsfeld zwischen städtischen und regionalen Machthabern, wie sich etwa für Fälle in Ulm, Augsburg und Straßburg belegen lässt. Hier wurden die Jüdinnen und Juden der Brunnenvergiftung bezichtigt – der wohl bekannteste antijüdische Vorwurf des Mittelalters. Oppositionelle Gruppen stifteten Unruhen und nutzten gezielt die Pogrome an den jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern als „Ablenkungsmanöver“, um zum Beispiel den Rat der Stadt zu übernehmen.

Die Entstehung und Verbreitung antijüdischer Stereotype und Narrative im Mittelalter ist ein vielschichtiges Phänomen. Monokausale Erklärungsansätze, wie etwa der Versuch, den Grund für die Vorwürfe nur in ökonomischen Motiven zu suchen, scheitern angesichts der



Holzschnitt um 1492, Titelbild einer Flugschrift zum Sternberger Hostienfrevelvorwurf, Lübeck, Matthäus Brandis, Ende 1492. Dargestellt ist die angebliche Marterung zweier Hostien auf einer jüdischen Hochzeit in Sternberg 1492. Bildrechte/-nachweis: Universitätsbibliothek Rostock, Signatur: MK-12670 Exmpl. Nr. 13.

Komplexität der Thematik. Die mittelalterlichen Narrative blieben zudem lange bestehen. Selbst wenn nach der Reformation keine neuen Hostienfrevelvorwürfe mehr hinzukamen, wurden einige Wallfahrten erst in den 1990er Jahren aufgegeben. Die Ritualmordlegende erfuhr nicht nur eine Modernisierung in der Frühen Neuzeit und der Zeit des Nationalsozialismus, sondern auch ganz aktuell in der modernen Verschwörungserzählung um „QAnon“, die durch die Coronapandemie einen neuen Aufschwung erfuhr.

Marie Lehmann

RITTERTUM UND JÜDISCHE KULTUR IM SPÄTEREN MITTELALTER

Die Erforschung des mittelalterlichen Judentums folgt heute nicht mehr einer reinen Konflikt- und Katastrophenerzählung, die auf ihren mittelalterlichen Tiefpunkt in den Pestpogromen der Mitte des 14. Jahrhunderts zuläuft. Wo man früher nur Ausgrenzung, Unterdrückung und Elend am Rande der christlichen Mehrheitsgesellschaft sah, findet man jetzt immer häufiger auch Kooperationen, bisweilen gar freundschaftlichen Austausch und gute Nachbarschaft zwischen christlichen und jüdischen Menschen. Damit wird die Vorstellung von einer homogenen *Persecuting Society* (Robert I. Moore) ebenso überwunden, wie zugleich die wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Differenzierungen innerhalb des mittelalterlichen Judentums hervortreten.

Angestoßen durch die Initiative des Festjahres – und ich danke an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich Frau Marie Lehmann, ohne die es in dieser Form nicht realisiert worden wäre – konnte ich seit längerem nur am Rande meiner eigentlichen Forschungsperspektiven liegende Beobachtungen zum jüdisch-christlichen Kulturaustausch einer ersten Bündelung zuführen. Ausgangspunkt war die zunächst irritierende Beobachtung, dass viele jüdische Handschriften des Mittelalters Wappendarstellungen enthalten. Nun stehen Wappen geradezu emblematisch für die seit dem 12. Jahrhundert entstehende ritterlich-höfische Kultur des europäischen Adels. Wie kommen diese Zeichen in jüdische Handschriften? Ein Erklärungsansatz sieht hier den Ausdruck besonderer Beziehungen der Auftraggeber der Handschriften zu christlichen Adligen. Teilweise mag das zutreffen, in vielen Fällen überzeugt dieser Erklärungsansatz jedoch nicht.

Dass die Deutung der Wappen als Verweise auf nicht-jüdische Personen keineswegs zwingend ist, zeigt das Beispiel einer Pentateuch-Handschrift vom Beginn des 14. Jahrhunderts. Hier sind die Anführer von vier der zwölf Stämme Israels als Ritter in Kettenpanzern und Wappenröcken dargestellt, die jeweils ein Banner mit dem Wappentier ihres Stammes halten. In der gleichen Handschrift findet sich die Darstellung des Kampfes zwischen zwei Fabelwesen, links ein Bogenschütze, rechts ein Lanzenreiter mit Kettenpanzer und Wappenschild (vgl. Abbildung S. 13). Das Wappen, das einen Hirsch über einem Dreieck zeigt, ist jedoch nicht etwa das Wappen eines christlichen Adelsgeschlechts. Vielmehr zeigt der Gesamtkontext der Darstellung, dass der Hirsch hier für Israel bzw. das Judentum steht. Die heraldische Ausgestaltung identifiziert die Szene also als den symbolischen Kampf Israels gegen seine Feinde.

Die Heraldik in jüdischen Handschriften weist erstaunliche Parallelen zur christlichen Handschriftenkultur der Zeit auf, Ergebnis eines Kulturtransfers, der die kunsthistorische Forschung der letzten Jahrzehnte umgetrieben hat. Ältere Positionen sahen hier christliche Buchmaler am Werk, da diese Darstellungen nicht zur Vorstellung von einer eigenständigen und durch die halachischen Vorgaben geprägten jüdischen Kultur passen. Man ging teilweise so weit, jüdischen Menschen die Kompetenzen für derartige bildkünstlerische Leistungen insgesamt abzuspochen. Die jüngere Forschung hat viel dazu beigetragen, die jüdische Kunst des Mittelalters auch in diesem Punkt zu rehabilitieren. Zwar wird man in Einzelfällen die Mitarbeit christlicher Buchmaler annehmen können, daneben hat sich aber auch

eine von christlichen Vorbildern inspirierte genuine jüdische Buchmalerei etabliert.

In jüngster Zeit ist ein archäologischer Fund gemacht worden, der in diesen Zusammenhang gehört. Bei der Ausgrabung des jüdischen Viertels in Köln sind zahlreiche Fragmente von Dachschiefern gefunden worden, die beim Pogrom des Jahres 1349 in die Erde gelangt waren. Einige dieser Schiefer weisen Ritzungen und Beschriftungen auf, die eindeutig von den jüdischen Bewohnern des zerstörten Viertels stammten, unter anderem auch die Zeichnung eines Pferdes. Diese dokumentiert, dass der- oder diejenige, die die kleine Zeichnung angefertigt hat, über Grundkenntnisse des Zeichnens verfügte und vor allem – das kann ein hier nicht auszuführender Vergleich zeigen – die Darstellungskonventionen der Zeit kannte. Hingewiesen sei dabei vor allem auf die Beinstellung des Pferdes: Es sind die in Laufrichtung ausgreifenden Vorhände des anstürmenden Streitrosses. Die kleine Zeichnung gibt also nicht irgendein Pferd wieder, sondern das Pferd eines Ritters in der Angriffshaltung (vgl. Abbildung S. 14).

In den jüdischen Vierteln entstanden neben Bildformen auch literarische Texte, deren Stofftradition in christli-

che Kontexte zurückführt. Zwei weitere Schieferfragmente enthalten hebräische Schriftzeichen, die eines der ältesten erhaltenen altjiddischen Zeugnisse darstellen. Da der Text nur fragmentarisch erhalten ist, kann sein Inhalt nur vage bestimmt werden. Im Zentrum steht die sexuelle Beziehung eines Ritters zu einer Frau, ein Motiv, das den Text in die Nähe zeitgenössischer Märendichtung rückt, die auch aus christlichem Kontext bekannt ist. Auch auf literarischer Ebene zeigt sich also innerhalb der Oberschicht der Kölner jüdischen Gemeinde ein großes Interesse an der ritterlich-höfischen Kultur der Zeit.

Diese Rezeptionsphänomene sind allerdings nicht allein auf die Bildkultur bzw. die literarischen Interessen beschränkt. Ebenfalls aus Köln stammt ein spannendes Zeugnis, das belegt, dass sich jüdische Menschen dieser Elemente der ritterlich-höfischen Kultur auch im Kontakt mit ihrer christlichen Umwelt bedienten. Erhalten hat sich eine Urkunde des Juden Selichman Schafsoen, mit der dieser sich 1401 an Bürgermeister und Rat der Stadt Köln wandte. Wie im jüdischen Rechtsleben üblich hat er diese eigenhändig in hebräischer Schrift unterzeichnet, hat zugleich aber auch sein Siegel angehängt. Siegel von Juden sind in großer Zahl



Beginn der Prophetenlesung, כה (koh=so), flankiert vom Kampf zwischen zwei Fabelwesen, Duke of Sussex's Pentateuch, fol. 314r, Süddeutschland, 1300–1324, Bildnachweis: © British Library Board, BL Add. Ms. 15282.



Eingeritzte Zeichnung eines Pferdes auf einer Schiefer aus dem Brandschutt der Kölner Synagoge (Fragment), vor 1349. (Foto: Stadt Köln, Archäologische Zone, Christina Kohnen)

aus dem deutschen Mittelalter erhalten. Das Siegel Selichmans ist aber insofern besonders, als es ein sogenanntes Vollwappen zeigt, neben dem Wappenschild also auch den auf den Schild gesetzten Helm sowie die sogenannte Helmzier. Selichman stellt sich in seinem Siegel somit als Ritter dar.

In letzter Zeit wurden immer mehr Belege dafür gefunden, dass Juden auch jenseits dieser symbolischen Praktiken Anteil an der durch die Idealfigur des Ritters geprägten christlichen Elitenkultur hatten. Juden lassen sich etwa auch als Söldnerführer oder – dies häufiger – als Fehdeführende nachweisen. Dies gilt übrigens auch für den eben schon erwähnten Selichman. Mit der erwähnten Urkunde schloss er 1401 einen Waffenstillstand mit der Stadt Köln, die er wegen eines Erbstreits mit einer Fehde überzogen hatte. Selichmann hatte also Kölner Bürger außerhalb der Stadt angegriffen, um die Stadt auf diese Weise zu zwingen, ihm sein Recht zu verschaffen – eine uns heute irritierende, im Mittelalter aber nicht nur übliche, sondern auch legitime Form der Rechtssuche. Dass es hier ein Jude ist, der die Stadt befehdete, überrascht nur auf den ersten

Blick. In das langsam entstehende Bild fügt sich dann auch ein, dass seine Unterstützer christliche Adlige des Umlandes waren.

Für die spätmittelalterlichen Juden war Waffengebrauch, Seite an Seite mit, aber auch gegen Christen nichts Ungewöhnliches. Die zahlreichen belegten jüdischen Fechtmeister, die im Schwertkampf unterrichteten, sprechen eine eindeutige Sprache. Mittelalterliche Juden waren nicht nur die ausgegrenzten wehrlosen anderen, als die sie manchmal noch vorgestellt werden. Sie haben die zeitgenössische christliche Elitenkultur rezipiert und sich innerhalb der ihnen durch ihre prekäre Rechtsstellung gesetzten Grenzen auch selbst militärisch betätigt. Der Fundzusammenhang der vorgestellten archäologischen Zeugnisse dokumentiert zwar in tragischer Weise, dass sie gegen die christliche Übermacht letztlich keine Chance hatten. Die Vorstellung eines jüdischen Ritters war jedoch lange Zeit keineswegs so abwegig, wie man meinen könnte, wenn man ausschließlich vom tragischen Ende der spätmittelalterlichen jüdischen Gemeinden zurückblickt.

Marc von der Höh

JÜDISCH-DEUTSCHE KULTURKONTAKTE IM „OXFORD-FRANKFURTER LIEDERBUCH“

Die europäische Liedkunst des Mittelalters und der Frühen Neuzeit ist regelmäßig von kulturellen Übernahmen geprägt worden. Solche literarisch-musikalischen Importe sind kaum ohne die Anlage von handschriftlichen wie gedruckten Sammlungen denkbar, in denen die Texte (und gelegentlich auch die Melodien) der gebenden Kulturen für ihre Rezeption wie auch für ihre produktive Aneignung bereitgestellt werden. Mitunter werden dann auch die Lieder der gebenden Kultur zusammen mit Stücken tradiert, die durch eben diese Kultur angeregt worden sind. Ein hochinteressantes Beispiel für solch eine Sammlung ist das „Oxford-Frankfurter Liederbuch“, das nicht zuletzt wegen der in ihm dokumentierten jüdisch-deutschen Kulturkontakte zu den wichtigsten und aufschlussreichsten Überlieferungszeugen für die westjiddische Literatur zählt.

Nach den Untersuchungen von Diana Matut existierte die vermutlich kurz nach 1600 im Umfeld der sog. *SchUM*-Städte (Speyer – Worms – Mainz) angelegte Handschrift zunächst als loser Verbund von Lagen und wurde erst nachträglich auf (mindestens) zwei Bände aufgeteilt, die heute in Oxford und in Frankfurt aufbewahrt werden (Ox = Oxford, Bodleian Library: Ms. Opp. add. 4° 136; Fr = Frankfurt a. M., Stadt- und Universitätsbibliothek: Ms. hebr. oct. 219). Die Sammlung bietet in ihrem historischen Kernbestand (also ohne die Nachträge aus jüngerer Zeit) 11 jiddische bzw. jiddisch-hebräische und 45 frühneuhochdeutsche Lieder sowie eine Reimpaarrede und drei kurze dramatische Stücke. In dieser außergewöhnlichen Textzusammenstellung spiegeln sich in evidenter Weise die vielfältigen literarischen Interessen einer jüdischen Kommunität wider, die sowohl auf die Archivierung einer

eigenen jiddisch-hebräischen Literaturtradition abzielen als auch auf die Übernahme und die produktive Weiterentwicklung der deutschsprachigen Lyrik.

Der Kontakt mit der deutschen Liedkultur dokumentiert sich in der Handschrift zunächst in Akten des Abschreibens. So stellt der Schreiber und Redaktor des Manuskriptes für die jüdischen Primäradressaten ein (sowohl in Drucken als auch in Handschriften) weit verbreitetes Repertoire von weltlichen (und wenigen religiösen) Liedern in frühneuhochdeutscher Sprache zur Verfügung, indem er diese in das Graphemsystem der askenasischen Kursive überträgt. Zu den bekanntesten deutschen Stücken aus Ox und Fr gehören das Kirchenlied *Ain wèsèr flìšt vor Bōvīlon* (Ox 1), die sentimentaltragische Liebesballade *Eš ligt ain schloš in Èstèreich* (Ox 5/18), das Tagelied *Wach ouf, meinēš herzèn mein schönè* (Ox 28); herauszustreichen sind ferner das Trinklied *Wu sol ich hin-kerèn* (Ox 34), dann das *Jüngere Hildebrandslied* (Ox 54), das den alten Sagenstoff vom tragischen Vater-Sohn-Konflikt zwischen Hildebrand und Hadubrand neu erzählt, und nicht zuletzt das Lied über *Wilhelm von Nassau* (Ox 55), das zur Nationalhymne der Niederlande geworden ist.

Für den großen Stellenwert, der dem deutschsprachigen Repertoire im Oxford-Frankfurter Manuskript eingeräumt wird, ist es signifikant, dass die meisten der hier eingetragenen jiddischen Lieder Strophenformen aufweisen, die aus der deutschen Tradition bestens bekannt sind. Zwar finden sich in der Handschrift auch drei Stücke (Ox 11, Ox 13, Ox 46), die ganz eigene Wege gehen, weil sie sich auf die metrisch-musikalischen Strukturen

gesungener oder gesprochener hebräischer Gebetstexte beziehen; jedoch orientiert sich die Mehrzahl der Lieder, die in Ox aus der Feder jüdischer Autoren und Komponisten stammen, mehr oder minder klar an deutschen Vorbildern (Ox 7, Ox 14, Ox 30, Ox 31, Ox 32, Ox 43, Ox 53, Ox 57). Es handelt sich dabei zum einen um sog. *Kontrafakturen*, also um Stücke, bei denen die Melodie eines konkret benennbaren deutschsprachigen Liedes mit einem neuen jiddischen Text unterlegt wird (Ox 7 und Ox 30), und zum anderen um *Tonübernahmen*, die sich aus dem Arsenal deutscher Strophenbaupläne bedienen (Ox 14, Ox 31, Ox 32, Ox 43, Ox 53, Ox 57).

Die Rückgriffe auf deutsche Strophenformen in jiddischen Stücken des „Oxford-Frankfurter Liederbuchs“ sind dabei keineswegs etwas rein Äußerliches. Vielmehr wird mit ihrer Hilfe indiziert, dass jüdische Autoren in eine geistreiche (teils kritische, teils wohlwollend-zustimmende) Auseinandersetzung mit den Werten und Normen eintreten, die in der gesungenen Lyrik der deutschsprachig-christlichen Mehrheitskultur vermittelt werden. So ruft das Purimlied *Pumai; ir libén géselén* (Ox 7) bereits mit seinem Texteingang ein Spottlied in Erinnerung, das im „Oxford-Frankfurter Liederbuch“ direkt im Anschluss eingetragen worden ist (Ox 8: *Pumai; pumai; ir Pólén*). Beide Stücke weisen die gleiche metrische Form auf; ferner werden beide Stücke auf dieselbe Melodie gesungen. Diese ostentative Gleichheit in Metrum und Melodie geht indes mit dem Aufbau eines inhaltlichen Kontrasts einher. Ox 8 erzählt von einem historischen Ereignis, das von erheblichen Mangel- und Verlusterfahrungen geprägt ist. Es geht um das außergewöhnliche Verhalten des 1574 zum polnischen König gekürten Henry d' Anjou, der den Polen Fülle und Ansehen versprach, ihnen aber nur einen beträchtlichen wirtschaftlichen Schaden und einen erheblichen Renommeeverlust einbrachte, weil er bereits nach wenigen Monaten sein frisch erworbenes Kronland verließ, um am 2. September desselben Jahres den französischen Thron zu besteigen. Im Unterschied dazu feiert Ox 7 das traditionell reichhaltige und ausgelassene Mahl des Purimfestes, bei dem der rituelle Purim-König die leiblichen Bedürfnisse des Essens und Trinkens sowie die Freude an Tanz und Witz garantiert, und so steht dem polnischen Elend mit dem französischen Herrscher die Fülle des jüdischen Purim-Festes entgegen. Im Falle von Ox 7 wird

also die Form- und Melodiegleichheit mit der Vorlage dazu genutzt, um auf alternative Situationen und Normen hinzuweisen.

Betrachtet man hingegen die jiddischen Lieder des „Oxford-Frankfurter Liederbuchs“, die lediglich mit formalen Anleihen aus dem Repertoire deutscher Lyrik arbeiten, so stellt sich die Sachlage anders dar: Für diese Stücke ist es eher typisch, dass sie gegenüber den tongleichen deutschen Liedern eine eher abwägende, teils affirmative, teils distanzierende Haltung einnehmen. Dies möchte ich im Folgenden am von Ox 57 *Weil ich izundért an mir var-šté* erläutern, einem Lied, das mit Sicherheit von einem jüdischen Autor stammt (evtl. von *Eisék Wáléch*, der in der älteren Forschung als Besitzer des ganzen Codex angesehen wurde) und ausführlich die Themen ‚Tod und Sterblichkeit‘ verhandelt, und zwar im Rückgriff auf eine charakteristische Strophenform von sechs Versen, die bereits im 16. Jahrhundert als eine Art Diskursmarker fungiert, der eine Beschäftigung mit Fragen des Alterns und der Vergänglichkeit signalisiert.

Die Verbindung zwischen dem Strophenbauplan von Ox 57 und der *vanitas*-Thematik findet sich allein innerhalb des „Oxford-Frankfurter Liederbuchs“ drei Mal, neben Ox 57 noch in den deutschsprachigen Liedern Ox 20 (*Ach édélhait*) und Ox 36 (*És ging ain madlin zártén*). Besonders wichtig für die historische Einordnung von Ox 57 ist indes das Georg Grünwald zugeschriebene Kirchenlied *Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn*. Der Text ist in seiner Argumentation ganz auf das Heilswirken des Gottessohnes konzentriert; aufgrund dieser christologische Stoßrichtung erscheint das Lied als wenig anschlussfähig für ein interreligiöses Gespräch. Umso erstaunlicher ist es, dass sich im Detail dann doch zahlreiche Übereinstimmungen mit *Weil ich izundért an mir varšté* beobachten lassen, die u. a. die für Ox 57 so markante Vergänglichkeitsrhetorik betreffen, aber ebenso den auffälligen Rekurs auf die Tradition der Totentänze. Wie *Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn* mit den tongleichen Liedern des „Oxford-Frankfurter Liederbuchs“ zusammenhängt oder ob das weit verbreitete Kirchenlied womöglich einen direkten Einfluss auf Ox 20, Ox 36 und Ox 57 ausgeübt hat, ist schwer zu beurteilen. Für die Frage nach dem Austausch zwischen der jiddischen und der deutschen Liedkultur bleibt in jedem



Fall festzuhalten, dass es in beiden literarischen Systemen zu der aufschlussreichen Verknüpfung von einer charakteristischen sechszeiligen Strophenstruktur und der Verhandlung der Alters- und Vergänglichkeitsthematik gekommen ist und dass (anders als bei den Kontrafakturen) in den thematisch einschlägigen Liedern des „Oxford-Frankfurter Liederbuchs“ eher die Konvergenzen als die Divergenzen mit der deutschsprachigen Tradition betont werden.

Franz-Josef Holznagel

Literatur:

Matut, Diana: Dichtung und Musik im frühneuzeitlichen Aschkenas. Ms. opp. add. 4° 136 der Bodleian Library, Oxford (das so genannte *Wallich*-Manuskript) und Ms. hebr. oct. 219 der Stadt- und Universitätsbibliothek, Frankfurt a.M. Bd. 1 Edition. Bd. 2 Kommentar (= *Studies in Jewish history and culture*. 29). Leiden, Boston (Mass.) 2011.

Titelblatt des *Jiddisch-deutschen Liederbuchs aus Oxford* (um 1600). © Bodleian Libraries, University of Oxford MS. Opp. add. 4° 136 CC-BY-NC 4.0

SPUREN JÜDISCHEN LEBENS IM NACHLASS DES ROSTOCKER ORIENTALISTEN OLUF GERHARD TYCHSEN (1734 – 1815)

Der Orientalist und Bibliothekar Oluf Gerhard Tychsen (1734-1815), der seit 1769 an der Universität Bützow und ab 1789 an der Universität Rostock tätig war und sich auf vielen Wissensgebieten durch seine Publikationen auszeichnete, war auch ein geradezu besessener Sammler von Hebraica und Judaica, die heute in der Universitätsbibliothek Rostock verwahrt werden. Bei seiner Beschäftigung mit jüdischen Themen und für seine zahlreichen wissenschaftlichen Publikationen stützte

er sich nicht nur auf Buchwissen, sondern suchte auch den Austausch mit jüdischen Zeitgenossen, was sich nicht zuletzt in einer immens großen Briefsammlung niedergeschlagen hat.

Die folgenden vier Artikel werfen ein Licht auf eine Auswahl seiner Interessensgebiete und wollen die Bedeutung Tychsens für das jüdische Kulturerbe in Mecklenburg verdeutlichen und neu bewerten.

OLUF GERHARD TYCHSEN UND DIE JÜDISCHEN GRABINSCHRIFTEN IN MECKLENBURG

Im Jahr 1768 veröffentlichte Tychsen in den „Bützower Nebenstunden“ die Inschriften mittelalterlicher jüdischer Grabsteine aus Parchim. Die jüngsten davon stammen von 1346, also wenige Jahre vor der massiven Judenverfolgung, die mit der Pest in Zusammenhang stand. Die Steine lagen nicht mehr auf dem Friedhof der Juden, der längst nicht mehr existierte, sondern waren beim Bau der Marien-Kirche, der, wie Tychsen schreibt, „vielleicht vom erbeuteten Vermögen der Juden“ (S. 48) finanziert wurde, und beim Bau des Kreuztors verwendet worden. Das war kein Einzelfall. Tychsen schildert anschaulich, wie er auf der Suche nach den Inschriften

in der Kirche herumgekrochen sei. Anderswo berichtet er, dass „mehrere Steine noch zum theil zu tief unter der Erde, hinter alten Kisten oder Särgen“ lagen. (In den 1970ern und 1993 wurden jeweils zwei Inschriften gefunden und weitere 20 Steine identifiziert, die mit ihren Inschriften nach innen gewandt vermauert sind. 2001 wurde noch ein Stein geborgen, der als Eingangsstufe zur Kirche gedient hatte.) Nach eigener Aussage besuchte Tychsen St. Marien drei Mal, um seine Studien voranzutreiben bzw. seine Notizen zu berichtigen. Im Falle von nur fragmentarisch erhaltenen Grabsteinen ermöglichte ihm gerade die Formelhaftigkeit der

Inschriften in hebräischen Buchstaben, den fehlenden Text zu ergänzen. Seiner Dokumentation allein verdanken wir die Kenntnis der zwölf Grabsteine, die im Kreuztor vermauert waren, denn bei dessen Abriss im Jahr 1847/48 sind sie verloren gegangen. Tychsens wissenschaftliches Interesse half zugleich, Teile des jüdischen Kulturerbes Mecklenburgs zu bewahren.

Rafael D. Arnold

Literatur:

O. G. Tychsen: „Von denen uralten jüdischen Leichensteinen zu Parchim“ in: *Bützower Nebenstunden*, Teil 4, S. 38-52; <http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1671176154>

O. G. Tychsen: „Von den jüdischen Leichensteinen in Parchim“ in: 48. Stück der *Gelehrten Beyträge zu den Mecklenburg-Schwerinschen Nachrichten*, UB Rostock, Nachlass O. G. Tychsen; Signatur: Mss. orient. 246(8), Beil. 1, Bl. 29-30; <https://kalliope-verbund.info/ead?ead.id=DE-611-HS-3541284>

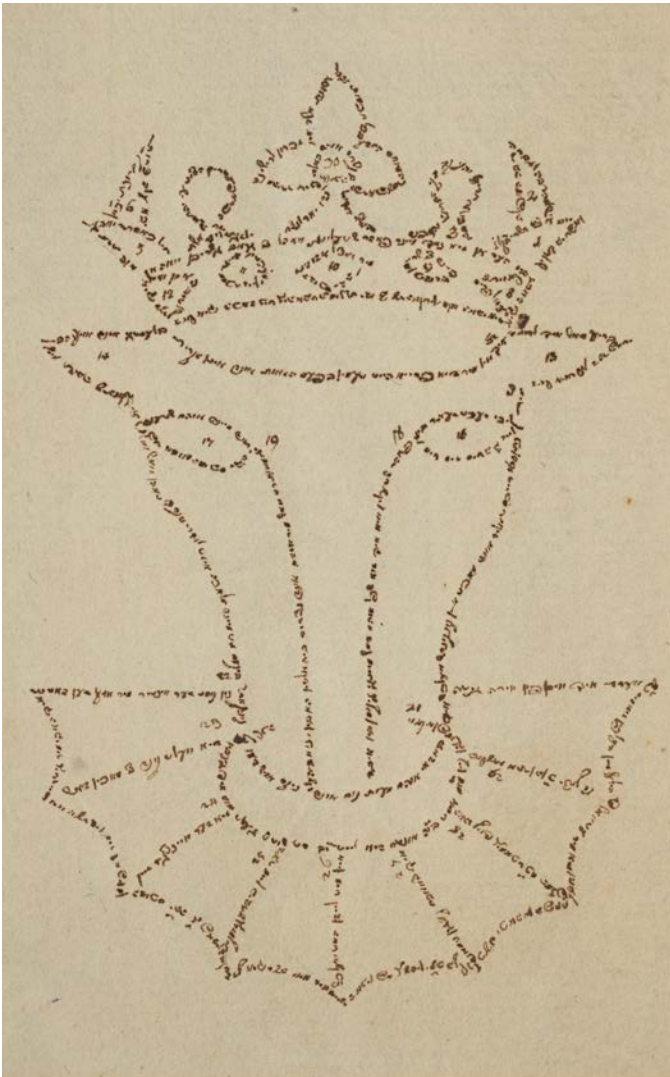
Von Tychsen veröffentlichte hebräische Grabinschriften. [<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1671176154>]. Bildnachweis: Universitätsbibliothek Rostock, Signatur: KI-425.



JÜDISCHE MIGRATION AUS MECKLENBURG NACH SCHWEDEN

Der mecklenburgische Graveur und Siegelmacher Aaron Isaac aus dem kleinen Städtchen Bützow machte sich 1774 auf den Weg nach Schweden. Schwedische Offiziere hatten ihm berichtet, dass dort niemand seinen Beruf ausüben würde. Möglich wurde die Reise auch durch ein Empfehlungsschreiben Oluf Gerhard Tychsens, mit dem Aaron von 1767 bis 1806 einen regelmäßigen Briefwechsel unterhielt. Sein Bruder, sein Kompagnon und er selbst wirkten als Pioniermigranten in einem nahezu „erzprotestantischen“ Land, das bis zu diesem Zeitpunkt keine Juden in seinen Grenzen duldet. Die familiären Netzwerke der drei wirkten

durchaus produktiv, zahlreiche Verwandte und Freunde aus Mecklenburg traten in den Jahren nach 1774 die Reise nach Schweden an; die erste jüdische Gemeinde in Stockholm wurde gegründet. Ihr folgten in den nächsten Jahren Versammlungen in Göteborg, Karlskrona, Norrköping und Marstrand. Aaron bat Tychsen am 9. April 1776 in einer Hamburger Zeitung die Nachricht zu veröffentlichen, dass er, „ein ehrlicher Jude aus Mecklenburg“, einen Schutzbrief für Schweden mit seiner Familie erhalten habe. Tychsen kam diesem Wunsch nach und schrieb eine entsprechende Nachricht für den *Altonaischen Mercur* und den Reichs-



postreiter, 1787 erfüllte er Aarons Bitte, die Hochzeit seines Sohnes in Schwerin in den Zeitungen zu publizieren. Die Migration produzierte keine einseitige Richtung, einige der Migranten kehrten nach einiger Zeit nach Mecklenburg zurück und sorgten so für einen engen Zusammenhalt des bekanntschaftlich-verwandtschaftlichen Netzwerkes.

Währenddessen herrschte in Schweden das auch vom Kontinent bekannte Bild: Die staatliche Administration und eine gebildete Elite um den Herrscher befürworteten zumeist aus ökonomischen Gründen eine gelenkte Immigration ins Land, die zünftig organisierten Stände, hier vor allem die Handwerkerschaft und der Handel, waren aus Furcht vor Konkurrenz und Brotneid strikt dagegen. Das 1782 erlassene Judenreglement, eine Verordnung des zu Ende gehenden Ancien régime, hinkte seiner Zeit schon bei der Veröffentlichung um Jahrzehnte hinterher. Es blieb normierendes Element für jüdisches Leben in Schweden bis in das Jahr 1838, als es nach langen Auseinandersetzungen abgeschafft wurde.

Michael Busch

*Schreiben Aaron Isaacs vom 30. Okt. 1769
an O.G. Tychseln in Form einer Mikrographie
(UB Rostock, Sondersammlungen, Mss. orient.
281.17, Original 7,8 x 5,3 cm)*

JUSTUS ZADIG DE MEZA (1754–1777) ALS ARZT IN MECKLENBURG

Im Nachlass Tychsens befindet sich auch ein Konvolut von Briefen, deren Verfasser jüdische Studenten bzw. Absolventen der Medizin an der Universität Bützow waren. Sie bilden Zeugnisse einer studentischen Kultur im 18. Jahrhundert, über die immer noch wenig bekannt ist, unter ihnen sieben Briefe von Justus Zadig de Meza an Tychseln. Die Schreiben von Tychseln an de Meza fehlen. Indes erlaubt die Überlieferung einen Einblick in die

Lebenssituation eines am 8. März 1754 in einer sephardisch-holländischen Familie geborenen Mannes, der lediglich wegen einer ihm in Kopenhagen verwehnten Promotion im Juni 1777 nach Bützow kam. Dank Tychsens Interesse am Verhältnis von Judentum und Christentum hatte sich in Bützow ein Klima entwickelt, dass die Promotion von Juden ermöglichen konnte. Noch als Student hatte de Meza versucht, sich unter Gelehrten einen

Namen zu machen. So hat er innerhalb von nicht einmal zwei Jahren drei Übersetzungen von medizinischen Veröffentlichungen aus dem Lateinischen ins Deutsche vorgelegt. Ihre Verfasser waren renommierte Hochschullehrer in Wien und Mainz. Die dazu erschienenen, zum Teil kritischen, bisweilen unangenehm negativen Rezensionen brachten ihn in eine Krise, aus der ihm Tychsen heraushalf. In Güstrow niedergelassen versuchte er dort den Aufbau einer Existenz. Viele gaben vor, ihm dabei helfen zu wollen, aber nur wenige scheinen es getan zu haben. Dennoch war er zunächst optimistisch. Tychsen stellte Kontakte her. Später benannte Justus Zadig als „After-Jacobiten“ und „Zeloten“ Glaubenseiferer, die ihm das Leben schwermachten. Er hielt sich für nicht orthodox, wusste aber, dass es nicht leicht wer-

den würde, in den ansässigen Familien eine Frau zu finden und beklagte sich über die „Enge meines Bezirkes“, das „Eingeschränkte der hiesigen Gelehrten“, das „Verläumderische der mehresten Einwohner“, den „Brotneid der Amtsbrüder“ und das „dünngestreute der Einkünfte“. Güstrow war nicht Kopenhagen, das muss ihm schnell klargeworden sein. Besaß Kopenhagen eine Gemeinde mit 600 bis 800 Mitgliedern in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei einer Gesamteinwohnerzahl von 60.000 bis 80.000, lebten in Güstrow 1766 fünf, 1797 sechs jüdische Familien, etwa 50 bis 60 Personen. Justus Zadig starb am 9. Dezember 1777 in Güstrow und wurde einen Tag später in Bützow beigesetzt.

Hans-Uwe Lammel

OLUF GERHARD TYCHSEN ALS FÖRDERER EINES JÜDISCHEN „MECKLENBURG-POLENS“

In den ersten Jahrzehnten der jüdischen Neuansiedlung in Mecklenburg ca. 1700-1770 betrug der Anteil der polnischen Juden an den Migranten etwa 15 Prozent. Während die meisten Mecklenburger Juden Kleinhändler waren, die als Hausierer auf dem platten Land mit Kurzwaren, Kleidern und Rohprodukten handelten und damit, den Juden in Polen ähnlich, eine Mittlerfunktion zwischen Stadt und Land erfüllten, beschäftigten sich die meisten der polnischen Migranten in Mecklenburg zwar ebenfalls mit Handel, stellten sich allerdings öfter der transterritorialen Herausforderung und förderten wirtschaftliche Verschränkungen zwischen Mecklenburg und Polen. Manch ein sogenannter „Polack“ bereicherte gar die Mecklenburger Wirtschaft um eine seltene Ware, etwa die „unbereiteten Ochsenhäute“. Auch das religiöse *know-how* aus Polen war eine begehrte Ware in den deutschen Gemeinden, das gegen das säkulare Wissen in Mecklenburg eingetauscht wurde. Solcher Wissenstausch war seit 1760 durch den Orientalisten Oluf Gerhard Tychsen (1734–1815) als entscheidendem Förderer der jüdischen Neuansiedlung bekannt. Er hatte den Ruf eines „Rabbinisten“ und mit der „Art und Weise, wie er mit Juden verkehrte, lockte er mehrere jüdi-

sche Jünglinge, auch außerhalb Deutschlands, nach der Friedrich-Universität zu Bützow“: In den Jahren seit der Neuansiedlung der Juden in Bützow im Jahr 1737 bis 1769 gab es in dieser Kleinstadt insgesamt 15 *Melamidim* aus Polen.

Dass sich diejenigen Migranten, die in Mecklenburg blieben, schnell in die jüdische Gemeinschaft integrierten, bestätigt ein im Nachlass Tychsens aufbewahrtes Gebetbuch für *Hasanim* (Vorbeter) aus dem Jahre 1760. Es enthält neben den Gebeten für Schwerkranke auch ein Andenken an die jüdischen Opfer des „Schwedennmassakers“ von 1755 bis 1756 im Westen des Königreichs Polen-Litauen sowie einen Segen für den Schweriner Herzog Friedrich den Frommen, der die Nachfahren der Opfer in Mecklenburg aufgenommen hatte. Diese Ritualisierung der Erinnerung durch das Einschließen des Andenkens im Gebetbuch neben dem Segen für den Mecklenburger Herzog archiviert vor allem die polnisch-jüdische Erfahrung in dem sich neu etablierenden Raum, einem „Mecklenburg-Polen“ in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Małgorzata A. Maksymiak

ORTSTERMIN IM HAUS DER EWIGKEIT

Zu den besonderen Herausforderungen des Theologiestudiums gehört das Erlernen der drei alten Sprachen Hebräisch, Griechisch und Latein. Ihre Kenntnis ist für das Verstehen und Auslegen biblischer Texte und kirchlicher Bekenntnisse unerlässlich. Um die Motivation für das extrem anstrengende Sprachenlernen zu erhöhen, gehört seit Langem ein Besuch auf dem jüdischen Friedhof im Rostocker Lindenpark zum Bestandteil des Hebräischkurses. Hier können die Studierenden die frisch erworbenen Kenntnisse erproben. Zugleich erfahren sie aber auch, dass die Kenntnis des Hebräischen den weiten Bereich jüdischer religiöser Traditionen erschließt. Was lag also näher, als den Besuch auf dem jüdischen Friedhof mit dem Anliegen des Festjahres „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ zu verbinden?



Der zweisprachige Grabstein Siegmund Bernhards mit klassischer hebräischer Einleitungs- und Ausgangsformel (Foto: privat).

Beim Besuch auf dem Friedhof werden Unterschiede zu christlichen oder säkularen Friedhöfen schnell offensichtlich: Blumenschmuck fehlt in der Regel, ebenso Grabeinfassungen oder ewige Lichter, nur ein Stein markiert das Grab. Als Zeichen der Erinnerung wurden zuweilen kleine Steine auf die Grabsteine gelegt. Ihre Inschriften sind oft zweisprachig – hebräisch und deutsch – oder in jeweils der einen oder anderen Sprache gehalten. Beim Entziffern der hebräischen Inschriften machen die Studierenden unterschiedliche Erfahrungen: Die Namen sind oft biblischen Ursprungs und daher leicht mit ihren Kenntnissen zuzuordnen. Anders ist es bei den vielfach verwendeten Abkürzungen. Auf fast jedem Stein steht in der obersten Zeile die Folge נ"פ, eine Abkürzung für „hier liegt begraben“. Am unteren Rand steht regelmäßig ein Zitat aus dem biblischen Samuelbuch: ה' תנצב „ihre/ seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens“ (1.Sam 25,29). Gelegentlich werden auch Bibelverse zitiert, die den Verstorbenen als einen gelehrten Mann oder eine kluge Hausfrau loben und ihm/ihr damit ein der Tradition gemäßes Leben bescheinigen.

Ein Thema für sich sind die Angaben der Jahreszahlen, die ohne intensivere Kenntnisse nicht zu entschlüsseln sind: Sie werden ebenfalls durch hebräische Buchstaben angegeben, beziehen sich aber auf den jüdischen Kalender: Die Addition der Zahlenwerte von תרסז (400+200+60+7) ist zu erklären als Hinweis auf das Jahr 5667 anno mundi, also seit Erschaffung der Welt, was sich im christlichen Kalender in das Jahr 1906 anno domini übersetzen lässt.

Auffällig ist, dass nur wenige Grabsteine mit Ornamenten geschmückt sind. So erkennt man an einem Stein segnende Hände, was den Verstorbenen als Angehörigen einer priesterlichen Familie ausweist. Häufiger lässt sich der Davidstern finden, gelegentlich auch Palmzweige und bei Frauen Kerzenleuchter, da ihre Aufgabe das rituelle Entzünden der Sabbatkerzen ist. Andernorts, etwa



Martin Rösel erklärt den Beteiligten die Besonderheiten jüdischer Grabsteine (Foto: privat).

in Berlin, lassen sich aufwendiger geschmückte Grabsteine finden; dies war jeweils abhängig von der religiösen Ausrichtung der Gemeinde zwischen liberalem und orthodoxem Judentum.

Nach dem ersten Einlesen und Vertrautmachen mit den Inschriften hatten die Studierenden aber auch bald etwas irritierende Erfahrungen: Oft stimmen die Namen der hebräischen Inschrift nicht mit denen der deutschsprachigen überein. Das liegt daran, dass nach dem Preußischen Judenedikt von 1812 jüdische Bürger/innen neben ihrem traditionellen hebräischen nun auch einen

festen deutschen Familiennamen führen mussten. Oft wählte man Namen, die Bezüge zwischen beiden Traditionen zuließen: ein Jonatan nannte sich Theodor – beides heißt „Gabe Gottes“; aus Rebekka wurde Renate wegen des gleichen Anlauts.

Merkwürdiger war noch, dass manche Steine offensichtliche Fehler aufwiesen. So findet sich bei einem „Joseph“ auf der hebräischen Seite ein an sich unlesbares Wort als Vorname. Hier hatte der Steinmetz den Konsonanten samech ס für „s“ mit einem sehr ähnlich aussehenden mem מ vertauscht, das aber nur am Ende eines Wortes



Ein Student der Universität Rostock reinigt vorsichtig den Grabstein, um die Inschrift wieder lesbar zu machen (Foto: privat).

stehen darf. Zu solchen Fehlern (die auch unsere Studierenden in den ersten Stunden machen ...) konnte es kommen, weil aufgrund von Innungsverboten Juden nicht als Steinmetze arbeiten durften; die christlichen Kollegen waren natürlich im Hebräischen nicht sehr textsicher.

Über diese ersten Beobachtungen war man also unmittelbar in die wechselvolle Geschichte jüdischen Lebens in Rostock hineingenommen. Zu den wichtigen Befunden gehört nämlich auch, dass auf dem Friedhof im Lindencamp erst seit 1873 Beerdigungen stattgefunden haben. Das hängt damit zusammen, dass Juden nach der sog. „Sternberger Bluthochzeit“ im Jahr 1492 aus Mecklenburg ausgewiesen wurden. Erst seit 1868 konnten sich jüdische Familien wieder in Rostock ansiedeln und 1870 eine neue Gemeinde gründen. Urkundlich erwähnt ist zwar im Jahr 1279 ein Friedhof am Kröpeliner Tor, von dem sich jedoch keine Spuren erhalten haben. Die letzte Beerdigung im Lindencamp geschah im Jahr 1942. Seitdem wurde das Areal mehrfach neu angelegt und zur Gedenkstätte für die Shoah umgestaltet. Die heutige jüdische Gemeinde, die sich nach 1989 wieder gründete, nutzt zwei Areale auf dem Westfriedhof.

Anders als die Synagoge in der Augustenstraße wurde der Friedhof von den Nazis nicht geschändet. So kann er seine eigentliche Aufgabe erfüllen, die ihm die jüdische Tradition zuweist, nämlich „Haus der Ewigkeit“ zu sein: Nach einer großen Vision des Propheten Ezechiel (Kap. 37) wird Gott am Ende der Zeiten alle Totengebeine wieder zusammenfügen und neu beleben. Daher sind Feuerbestattungen tabu, und ein Friedhof muss für die Ewigkeit angelegt werden. Deshalb bat die jüdische Gemeinde schon 1876 in einem Brief an den Rat der Stadt Rostock darum, das Gelände kaufen zu können; der Rat wollte dagegen nur verpachten. Auch der Wunsch, eine eigene Totenhalle für die notwendigen Riten bauen zu können, wurde damals abschlägig beschieden – und auch heute sperrt sich die Hansestadt gegen dieses Vorhaben.

Doch auch am Haus der Ewigkeit nagt der Zahn der Zeit. Das stellten die Studierenden früherer Hebräisch-Kurse fest, als die Inschriften wegen des Bewuchses mit Moos und Flechten nicht lesbar waren. Aus der Überlegung „hier müsste mal jemand saubermachen“ entstand der Plan, in der folgenden Woche mit Bürsten und Schrubbern wiederzukommen und die Inschriften wieder lesbar zu machen. Bei dieser Putzaktion wurde dann auch festgestellt, dass eine Reihe von Steinen umgetreten waren; im Bewuchs waren noch Stiefelspuren zu erkennen. Ermittlungen der Polizei gegen diese mutmaßlich neonazistisch gesinnten Täter blieben ergebnislos – wie so oft bei solchen Verbrechen.

Aus der ersten Aktion im Jahr 1998 wurde eine feste Instanz. In einem Rhythmus von zwei Jahren werden die Steine nun nicht nur gelesen, sondern auch geputzt; dies in Abstimmung mit der jüdischen Gemeinde. Das Amt für Stadtgrün, in deren Verantwortung die Pflege des Friedhofs liegt, unterstützt das Projekt mit einem Wasserwagen. Im Jubiläumsjahr 2021 wurde die Aktion in das Veranstaltungsprogramm aufgenommen, was zu einer ganz unerwarteten Resonanz führte: Eine große Zahl von Rostocker Bürgerinnen und Bürgern aller Altersstufen griff zu Eimer und Bürste und unterstützte die Studierenden und Mitglieder der jüdischen Gemeinde tatkräftig. So wurde aus dem ursprünglichen „man müsste mal...“ ein Bekenntnis zu bürgerlichem Gemeinsinn und zur Pflege jüdischer Traditionen.

Martin Rösel

JÜDISCHE FRAUEN AN DER UNIVERSITÄT ROSTOCK

Heute ist es für uns nicht mehr vorstellbar, dass sich Frauen jahrhundertlang nicht an der Universität immatrikulieren durften. Es gab nur ganz wenige Ausnahmen von Frauen, die an Universitäten einen akademischen Titel erlangten. Erinnerung sei an Laura Bassi (1711–1778), die in Bologna Professorin für Philosophie und Physik war. Dorothea Christiane Erxleben (1715–1762) war 1755 in Halle (Saale) zum Dr. med. promoviert worden.

Reguläre Immatrikulationen von Frauen wurden im Deutschen Reich erst im 20. Jahrhundert möglich: in Baden bereits 1900, in Mecklenburg erst 1909. 2009 entstanden mehrere Arbeiten, die sich mit den ersten Frauen an der Universität Rostock beschäftigten. Hier soll der Schwerpunkt nun auf den ersten Frauen jüdischer Konfession liegen, auch wenn deren Anzahl deutlich geringer ist als z. B. an der Universität in Berlin. Eine Auswertung der Daten im Matrikelportal der Universität Rostock ergab für den Zeitraum 1909 bis 1933 nur 62 Studentinnen, die als Konfession „mosaisch“ bzw. „jüdisch“ angegeben haben. Die meisten hatten sich für Medizin eingeschrieben, einige für Jura, wenige für Naturwissenschaften. Im Folgenden sollen beispielhaft vier von diesen Frauen vorgestellt und ihre Lebenswege und Schicksale nachgezeichnet werden.

Die erste jüdische Doktorin

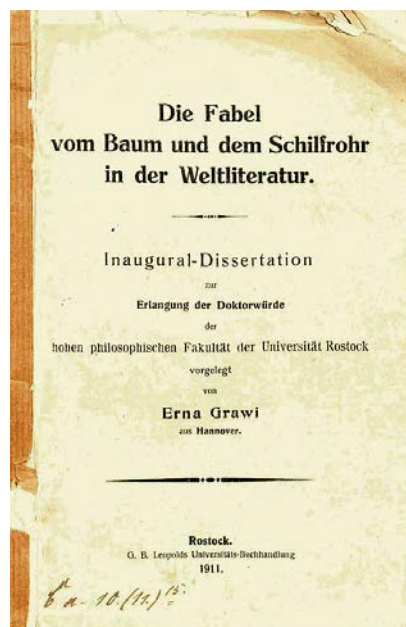
Die erste Frau, die an der Universität Rostock promoviert wurde, war die 1885 in Hannover geborene Gertrud Erna Grawi (1885–1943). Sie war nie offiziell immatrikuliert, hatte aber seit dem Sommersemester 1907 an der

Universität Rostock Vorlesungen gehört und einen ersten Antrag auf Promotion gestellt. Die Promotionsprüfung fand erst am 30. Juli 1909 statt. Ihr Mentor Rudolf Zenker (1862–1941) sprach von ihr als einer „sehr begabten und strebsamen jungen Dame“. Erna Grawi wurde vermutlich später in Berlin Sprachlehrerin, ab 1939 wurde sie zu Zwangsarbeit in Rüstungsbetrieben verpflichtet. 1942/43 versuchte Ernas Schwester, sie vor der Deportation zu retten. Doch Erna erkrankte im Februar 1943 an Bronchitis und verstarb in ihrem Versteck.

Die erste jüdische Immatrikulierte

Die vermutlich erste offiziell immatrikulierte jüdische Frau ist 1913 Grete(l) Josephy (1893–1995) gewesen, die Rostock aber bald wieder verließ und in Zürich weiterstudierte und promoviert wurde. Ab 1918 ist sie als Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich aufgeführt; 1938 wird als Tätigkeit Assistentin am städtischen chemischen Laboratorium in Zürich genannt. Ob sie dort bis zum Renteneintritt wirkte, ist noch nicht geklärt. Bekannt ist hingegen die Tatsache, dass sie ihre

Familienangehörigen in Mecklenburg in der Zeit des Nationalsozialismus unterstützt hat. Sie stammt nämlich aus der Familie Josephy aus Schwaan, von denen ein Teil um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in die Schweiz ausgewandert war. Ihr Cousin, der Rechtsanwalt Franz Josephy (1893–1944), war hinge-



Titelblatt der 1911 veröffentlichten Dissertation von Erna Grawi. (Foto: privat)

gen in Mecklenburg geblieben, auch sein Schicksal endete tragisch – in Auschwitz. Die letzte Karte, die Franz Josephy noch von Theresienstadt aus geschrieben hatte, ist an seine Cousine Gretel adressiert.

Die erste erfolgreiche jüdische Chemiestudentin

Die erste Chemiestudentin, die in Rostock erfolgreich mit dem Verbandsexamen ihr Chemiestudium beendete, war Else Hirschberg, die 1892 in Berlin in einer jüdischen Familie geboren worden war. Von 1908 bis 1912 war sie an der Universität Rostock Gasthörerin. Sie hatte unter der Leitung von August Michaelis (1847–1916) eine wissenschaftliche Arbeit angefertigt, um den Dokortitel zu erhalten, doch ein Dispens vom Erfordernis des Abiturs, das in der Promotionsordnung der Philosophischen Fakultät der Universität Rostock als Voraussetzung explizit aufgeführt war, wurde ihr nicht gewährt. Else Hirschberg wandte sich dann Themen der medizinischen Chemie zu. Spätestens 1917 erhielt sie eine Stelle am Physiologischen Institut – als technische Assistentin oder als Hilfskraft. Obwohl sie – wie die 21 Artikel in wissenschaftlichen Zeitschriften, ein Buchkapitel und eine Dissertation zeigen – wissenschaftlich sehr aktiv war, erhielt sie nie eine wissenschaftliche Anstel-

lung, weil sie kein Medizinstudium absolviert hatte. Sie bestand jedoch 1927 eine spezielle Prüfung, mit der sie zum Dr. phil. promovieren und ein Medizinstudium beginnen konnte. Doch schon vor 1933 hatte der Antisemitismus in Mecklenburg deutlich zugenommen, wodurch Else immer wieder Anfeindungen ausgesetzt war. Am 5. Mai 1933 wurde diese engagierte Wissenschaftlerin entlassen. Später fand sie noch für kurze Zeit Arbeit im jüdischen Krankenhaus in Hamburg. Ihre Bemühungen, Deutschland zu verlassen, waren nicht erfolgreich. Else wurde am 11. Juli 1942 gemeinsam mit ihrer Schwester von Hamburg aus in das Konzentrationslager Auschwitz deportiert. Es ist nicht bekannt, ob sie auf dem Treck starben oder in Auschwitz ermordet wurden.

Die letzte „nicht-arische“ Chemiestudentin

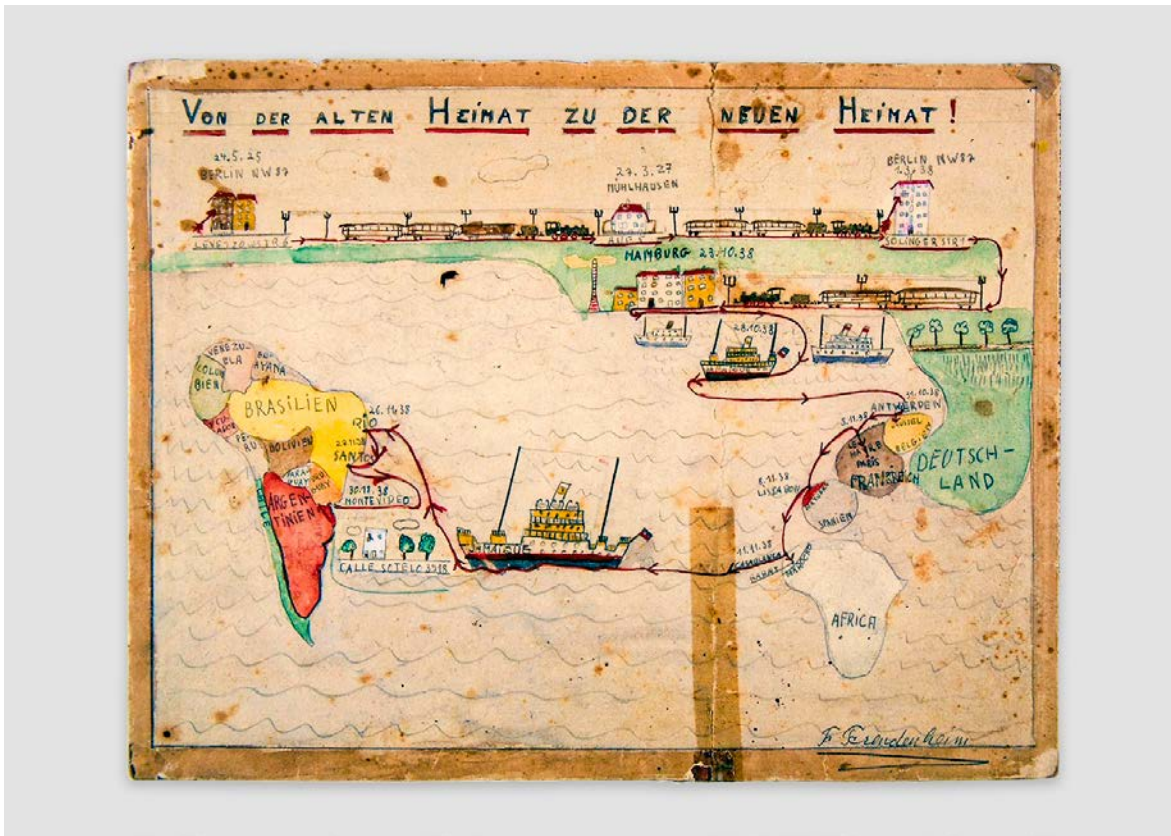
Wenn man im Matrikelportal nach Ursula Helm sucht, findet man die Angabe, dass sie zur evangelisch-unierten Kirche gehörte. Doch die nationalsozialistische Gesetzgebung machte sie zu einem sogenannten Mischling 1. Grades. Ihr Vater Rudolf Helm (1872–1966) war in Rostock Professor für Klassische Philologie. Ihn hatte das massive Vorgehen nationalsozialistischer Studenten getroffen, da er mit einer Jüdin verheiratet war. Zu dieser Zeit studierte auch seine Tochter Ursula in Rostock, inwiefern auch sie antisemitischen Übergriffen ausgesetzt war, ist zurzeit noch nicht bekannt. Sie war von 1925 bis 1927 in Rostock für Naturwissenschaften immatrikuliert, ging dann nach München, wo sie vom Sommersemester 1928 bis zum Wintersemester 1930 Pharmazie studierte. Von 1930 bis 1934 war sie wieder in Rostock für Chemie eingetragen. 1934 wurde Ursula Helm promoviert. Ursula hat 1939 in London geheiratet, wann sie wieder nach Deutschland kam, ist unklar. Ihre Nachfahren berichteten, dass sie später als Leiterin der Apotheke im Zimmerwaldkrankenhaus Berlin-Zehlendorf arbeitete.

Nach 1933 versuchten noch einige junge Frauen jüdischer Abstammung zum Studium oder zur Promotion zugelassen zu werden. Nur in ganz wenigen Fällen gelang das, die überwiegende Mehrheit wurde abgelehnt. Über die Situation nach 1945 ist faktisch nichts bekannt. Hier bedarf es umfangreicher Nachforschungen.



Denkstein für Else Hirschberg in Rostock.
(Foto: Universität Rostock/IT- und Medienzentrum)

Gisela Boeck



Mit freundlicher Genehmigung der Familie Freudenheim (Brasilien-Israel).

JÜDISCHE EMIGRATION AUS DEM NATIONALSOZIALISTISCHEN DEUTSCHLAND

Das Objekt zeigt eine historische Landkarte, gezeichnet vom damals zwölfjährigen Fritz Freudenheim während seiner Überfahrt auf der *Jamaïque* von Hamburg nach Montevideo (Uruguay) im Herbst 1938. Es bildet das bewegte Leben eines Kindes ab, das bereits in jungen Jahren gezwungen war, seine „alte Heimat“ zu verlassen, um auf einem anderen Kontinent eine „neue Heimat“ zu finden. Geboren 1926 in Berlin, hatte Fritz Freudenheim den Großteil seiner Kindheit in einer thüringischen Kleinstadt verbracht, bevor er mit seiner Familie Anfang 1938 nach Berlin zurückging, um die Stadt im Oktober des gleichen Jahres zu verlassen und Deutschland für immer den Rücken zu kehren.

Der Abschied muss bedrückend gewesen sein. Zum einen bestand die Unsicherheit fort, ob alles gutgehen würde, beginnend bei der Ausreise über die verschiede-

nen Schiffsrouten bis hin zur Ankunft in Uruguay, das die Familie als Emigrationsziel ausgewählt hatte. Zum anderen mussten viele Menschen zurückgelassen werden, von denen man nicht wusste, ob man sie jemals wiedersehen würde: Tanten, Onkel, Verwandte und Bekannte, aber vor allem Fritz' Großmutter Jetka und sein engster Freund Hambi (Kurt Hamburger).

Von Berlin ging es nach Hamburg. Hier schifften sich die Freudenheims auf die *Jamaïque* ein, auf der sie über Antwerpen, Le Havre, Lissabon, Casablanca, Rio de Janeiro nach Montevideo fuhren, wo sie schließlich nach einer fünfwöchigen Reise am 30. November 1938 ankamen. Auf dem Schiff zeichnete Fritz jene Karte, die ihm Orientierung bieten sollte, zum einen für die Überfahrt selbst, zum anderen vermutlich als Erinnerungsstütze für sein junges und doch schon so turbulentes Leben.

Die Karte ist jedoch nicht nur das Zeugnis einer persönlichen Odyssee. Vielmehr spiegeln sich im Schicksal des jungen Freudenheim zentrale Momente der jüdischen Geschichte der Moderne und insbesondere der Zeit des Nationalsozialismus. Migrationsbewegungen sind ein fester Bestandteil dieser Geschichte. Die große jüdische Migrationswelle des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts unterschied sich dabei nur wenig von vorausgegangenen Migrationswellen. Abermillionen Jüdinnen und Juden sowie Nichtjüdinnen und Nichtjuden zogen aus Europa vorwiegend nach Amerika, um dort ein neues Leben zu beginnen. Die Ursachen waren zumeist ökonomischer Art, wenn auch häufiger politische Gründe hinzukamen. Insbesondere Glaubensfragen und auf Religion beruhende Diskriminierung konnten Migrationswellen auslösen. Nordamerika wurde so zum Refugium sowohl unterdrückter Protestantinnen und Protestanten als auch verfolgter Jüdinnen und Juden.

Im Verlauf des frühen 20. Jahrhunderts sollte sich die Situation jedoch entscheidend ändern, als aufgrund von Nationalismus und ökonomischem Protektionismus viele Staaten ihre Grenzen schlossen und damit Migration zu einem komplizierten Unterfangen wurde. Als der Nationalsozialismus 1933 an die Macht kam, entschieden sich daher meist nur diejenigen der über 500.000 deutschen Jüdinnen und Juden zur Flucht, die politisch verfolgt wurden. Die große Mehrheit hingegen fühlte sich mit der deutschen Heimat durch Sprache, Kultur und Geschichte so eng verbunden, dass eine Auswanderung für lange Zeit kaum denkbar erschien. Doch selbst wenn man sie erwog, waren die Hürden vielfältig und hoch. Aufgrund der Weltwirtschaftskrise und nationalistischer Bewältigungsstrategien ließen viele Staaten nur eine sehr begrenzte Anzahl an Immigrantinnen und Immigranten ins Land und verschlossen ihre Arbeitsmärkte vor ihnen. Um überhaupt einwandern zu können, musste man häufig beträchtliche Vermögenswerte vorweisen, deren Ausfuhr vom deutschen Staat jedoch nahezu unmöglich gemacht wurde.

Hinzu kam ein undurchsichtiges Netz an Reiseregularen. Nicht nur benötigte man gültige Reisepapiere des Herkunftslands und eine Aufenthaltsgenehmigung im Zielland, sondern auch Visa und Transitvisa für alle Stationen der Überfahrt. Im Falle der Familie Freuden-

heim waren dies beispielsweise Transitvisa für Belgien, Frankreich, Portugal, Marokko und Brasilien, die jedoch nur zeitlich begrenzt ausgegeben wurden und daher bisweilen wiederholt beantragt werden mussten, wenn sich die Ausgabe anderer Visa entlang der Reiseroute verzögerte.

Folglich wanderte bis Ende 1937 lediglich ein Viertel der jüdischen Bevölkerung (129.000 Menschen) aus Deutschland aus. 1938, mit dem Anschluss Österreichs und dem Novemberpogrom, verschärfte sich der Druck jedoch so entscheidend, dass bis zum Verbot der Auswanderung im Oktober 1941 weitere 140.000 Menschen flohen, unter ihnen auch die Freudenheims. Bis zum Ende des Krieges gelang es somit ungefähr zwei Dritteln der deutschen Juden zu entkommen. Die meisten von ihnen fanden Zuflucht in europäischen Staaten wie Frankreich, Portugal, Italien oder Großbritannien sowie in den Vereinigten Staaten von Amerika, in Argentinien und anderen südamerikanischen Staaten, in Palästina, aber auch in Shanghai.

Doch nicht nur die Flucht, auch die Ankunft war häufig schwierig, wenn auch Einzelschicksale kaum verallgemeinerbar sind. So kämpften die Freudenheims viele Jahre für ein anständiges wirtschaftliches Auskommen, das ihrem komfortablen, mittelständigen Leben in Deutschland jedoch nie wieder nahekommen sollte. Fritz kämpfte vor allem mit der Sprache, die er neu erlernen musste. Als ihm das schrittweise gelang, wurde sein Leben wieder glücklicher. Fritz, der sich nun Federico nannte, wuchs in Sicherheit auf, lernte in jungen Jahren seine spätere Frau Irene kennen, zog 1955 nach Brasilien, bekam Kinder und führte ein langes Leben, bevor er am 15. März 2008 in São Paulo im Alter von 81 Jahren verstarb.

David Jünger

Weitere Informationen:

Der Text ist in einer erweiterten Version zuerst im Rahmen des Shared-History-Projekts „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ des Leo Baeck Instituts erschienen. Ich danke dem Leo Baeck Institut für die freundliche Genehmigung zum Abdruck.
URL: <https://sharedhistoryproject.org/>

PORTRÄT EINES UNPOLITISCHEN

Konrad Wolfs Spielfilm „Professor Mamlock“

Professor wer? Das Drama „Professor Mamlock“ und sein Verfasser Friedrich Wolf sind heute kaum noch bekannt. Das hat Gründe: Während das Stück in der DDR zur Pflichtlektüre an den Polytechnischen Oberschulen gehörte, ist es seit der Wiedervereinigung aus dem Deutschunterricht verschwunden. Es zählt praktisch nicht mehr zum Repertoire der deutschen Bühnen, der auf ihm basierende Film fehlt im Programm der großen Fernsehsender. Daher bot das Festjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ eine willkommene Gelegenheit, den auch heute noch wichtigen Film zu zeigen. Doch worum geht es nun genau?

Der Schriftsteller Friedrich Wolf

Friedrich Wolf verfasste das Stück 1933 im Exil. Die Hauptfigur ist der jüdische Arzt Professor Hans Mamlock, der eine chirurgische Klinik leitet und dessen Lebensweg zwischen Mai 1932 und April 1933 gezeigt wird. Das Drama schildert sehr eindrücklich das gesellschaftspolitische Klima und das unterschiedliche Verhalten der Deutschen in der Endphase der Weimarer Republik und der Zeit kurz nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten. Anhand des Schicksals der Hauptfigur wird mit großer Eindringlichkeit der menschenverachtende Charakter des Nationalsozialismus schon in der Anfangsphase kurz nach der Machtübernahme bloßgestellt, zu einem Zeitpunkt also, als viele Menschen noch illusionäre Hoffnungen in Hitler und die NSDAP setzten. Friedrich Wolf, dessen Drama eine beängstigende Prophezie zukommt, wollte damit Betroffenheit angesichts des einsetzenden nationalsozialistischen Terrors, aber auch Mut zum Widerstand wecken.

Als Sohn einer jüdischen Kaufmannsfamilie wurde Dr. med. Friedrich Wolf (1888-1953) in der Weimarer Republik als Arzt und Schriftsteller bekannt. Im Gegensatz zu seiner Figur Professor Mamlock engagierte er sich auch

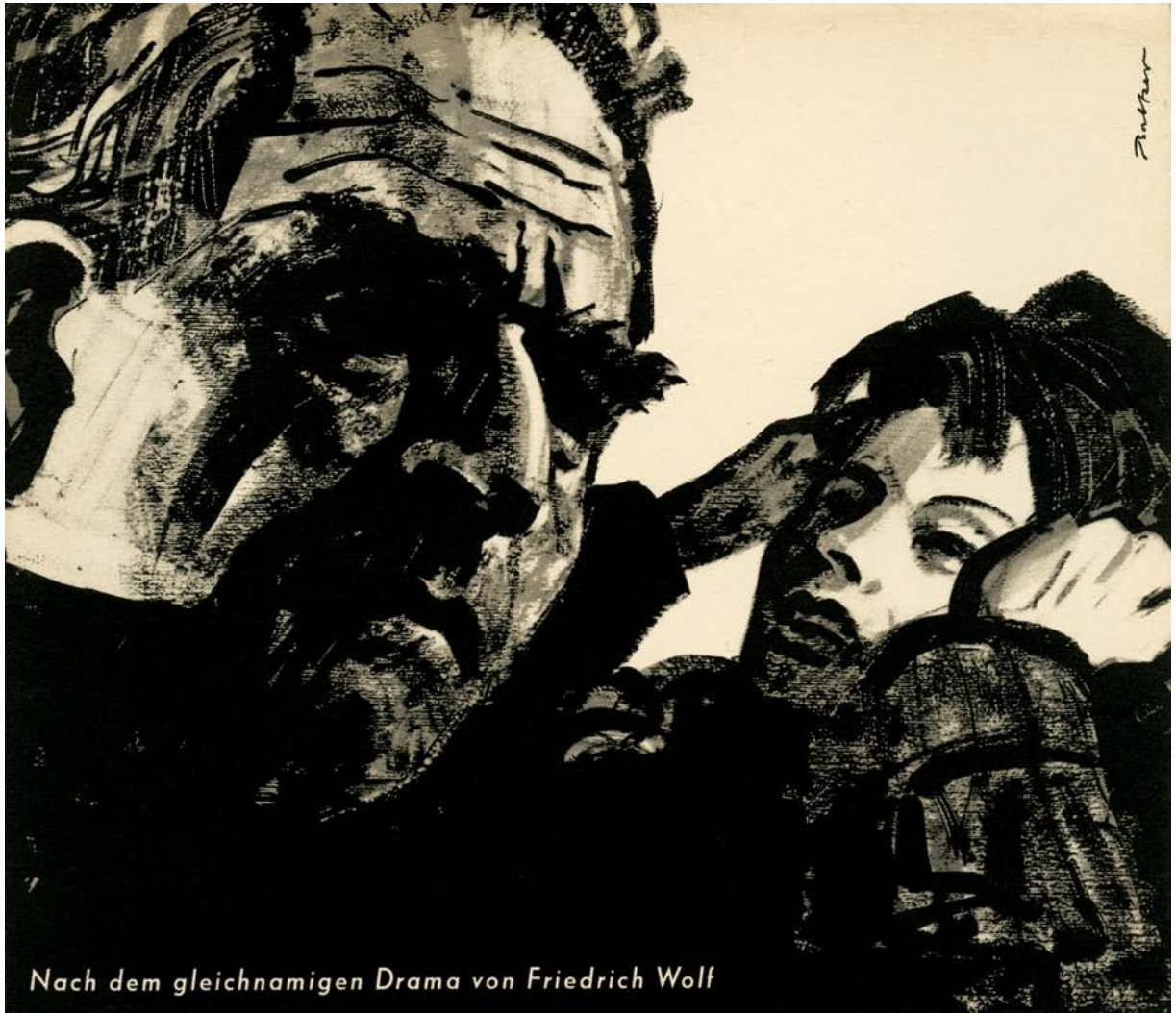
politisch. Seit 1928 war er, zu diesem Zeitpunkt längst aus der jüdischen Glaubensgemeinde ausgetreten, Mitglied der KPD und des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller. Friedrich Wolf verfasste neben seiner Tätigkeit als Arzt mehrere Dramen und gehörte in der Weimarer Republik zu den erfolgreichen und viel gespielten Autoren. Als politischer Künstler nahm er unter seiner viel zitierten Maxime „Kunst ist Waffe!“ Stellung zu den Problemen seiner Zeit. Beispielsweise leitete Wolfs Drama „Cyankali“ im Jahr 1929 eine ausgedehnte Diskussion über den Abtreibungsparagrafen 218 ein, den er strikt ablehnte. Sein Ziel als Schriftsteller bestand darin, durch seine Arbeit auf die gesellschaftlichen Verhältnisse einzuwirken.

Gleich 1933 musste Friedrich Wolf mit seiner Familie emigrieren. In Frankreich entstand dann „Professor Mamlock“. Die folgenden Jahre verbrachte Wolf im Exil in der Sowjetunion, zwei Jahre auch in einem französischen Internierungslager, aus dem er mit sowjetischer Hilfe freikam. Wolf erhielt die sowjetische Staatsbürgerschaft und war im Juli 1943 Mitbegründer und Frontbeauftragter des Nationalkomitees Freies Deutschland. An der Antifa-Schule in Krasnogorsk unterrichtete er deutsche Kriegsgefangene.

Mit der Rückkehr nach Berlin nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs setzte Friedrich Wolf seine künstlerische und kulturpolitische Arbeit fort. 1946 konnte in Berlin „Professor Mamlock“ endlich als deutsche Erstaufführung inszeniert werden. 1953 verstarb der Schriftsteller hochgeehrt.

Der Regisseur Konrad Wolf

Friedrich Wolfs Sohn Konrad (1925-1982), der zu den bekanntesten Filmregisseuren der DDR zählte, verfilmte 1961 das Drama seines Vaters. Mit seinen Eltern 1933



Nach dem gleichnamigen Drama von Friedrich Wolf

2043 Ag 214/97/61

PROFESSOR MAMLOCK

**REGIE:
KONRAD
WOLF**

Mit
WOLFGANG HEINZ
Ursula Burg
Hilmar Thate
Lissy Tempelhof
Doris Abesser
Ulrich Thein
Harald Halgardt
Herwart Grosse
Franz Kutschera

Drehbuch:
Karl-Georg Egel, Konrad Wolf
Produktionsleitung:
Hans-Joachim Funk
Kamera:
Werner Bergmann
Bauten:
Harald Horn
Musik:
Hans-Dieter Hosalla



EIN DEFA-FILM IM VERLEIH DES VEB PROGRESS FILM-VERTRIEB

nach Moskau emigriert, wurde er mit 17 Jahren Ende 1942 als sowjetischer Staatsbürger in die Rote Armee einberufen und war dort vor allem propagandistisch tätig. Er betrieb Lautsprecheragitation, produzierte und verbreitete Flugblätter, vernahm Gefangene und Überläufer und hörte deutsche Radiomeldungen ab. 1945 betrat er im Rang eines Oberleutnants hochdekoriert wieder deutschen Boden. Nach verschiedenen kulturpolitischen Tätigkeiten studierte er von 1949 bis 1954 an der Filmhochschule in Moskau. Im Jahre 1952 wurde Konrad Wolf Staatsbürger der DDR und Mitglied der SED. Nach Abschluss des Studiums arbeitete er als Regisseur bei der DEFA und entwickelte sich zu einem der profiliertesten und nach wie vor sehr sehenswerten Filmen zählen „Sonnensucher“ aus dem Jahr 1958, der aufgrund seiner kritischen Darstellung des Uranbergbaus der SDAG Wismut erst 1972 in die Kinos der DDR kam, „Der geteilte Himmel“ (1964) nach der gleichnamigen Erzählung von Christa Wolf, der stark autobiographisch gefärbte Film „Ich war neunzehn“ (1968) und „Solo Sunny“ (1979), der das Leben einer Außenseiterin der DDR-Gesellschaft zeigt. Von 1965 bis 1982 war Konrad Wolf Präsident der Akademie der Künste und damit einer der wichtigsten Kulturfunktionäre in der DDR. 1981 als Mitglied in das Zentralkomitee der SED gewählt, starb er im März des folgenden Jahres im Alter von 56 Jahren in Berlin. Seit 1985 ist die Hochschule für Film und Fernsehen Potsdam nach ihm benannt.

Der Film und die Schauspieler

„Professor Mamlock“ ist einer der ersten deutschen Filme, der sich dezidiert mit der Judenverfolgung durch die Nationalsozialisten auseinandersetzt. In eindrucksvollen Bildern werden die Konflikte des jüdischen Arztes Mamlock nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten erzählt, eines Mannes, der sich selbst als unpolitisch verstand und an die Vernunft und die Gerechtigkeit glaubte. Der Film war mit Wolfgang Heinz (Professor Mamlock), Ursula Burg (Ellen Mamlock), Hilmar Thate (Rolf Mamlock), Doris Abeßer (Ruth Mamlock), Peter Sturm (Dr. Hirsch), Harald Halgardt (Dr. Hellpach), Lissy Tempelhof (Dr. Inge Ruoff), Agnes Kraus (Schwester Doris) und Ulrich Thein (Arbeiter Ernst) außergewöhnlich gut mit bekannten Schauspielern der DEFA besetzt.

Die Hauptrolle des Professor Mamlock übernahm in grandioser Weise Wolfgang Heinz (1900-1984). Seine ergreifende Leistung ist dabei kaum von seiner Biographie zu trennen. Er stammte aus einer jüdischen Familie und arbeitete bereits in den Jahren der Weimarer Republik als Schauspieler. Von 1930 bis 1943 war er Mitglied der KPD. 1933 aus Deutschland geflohen, arbeitete Heinz von 1934 bis 1946 als Regisseur und Schauspieler in Zürich und von 1948 bis 1956 in Wien. 1956 ging er in die DDR und war hier, seit 1963 Mitglied der SED, unter anderem Intendant des Deutschen Theaters, Direktor der Staatlichen Schauspielschule und Vizepräsident der Deutschen Akademie der Künste in Berlin. Wolfgang Heinz ist Ehrenbürger von Berlin.

Mit Peter Sturm (1909-1984), der den Doktor Hirsch spielte, hatte ein weiterer Darsteller antisemitisch motivierte Verfolgung am eigenen Leibe erfahren. Sturm stammte aus einer Wiener jüdischen Familie und war als Mitglied der Kommunistischen Partei nach dem Anschluss Österreichs 1938 verhaftet worden. Damit begann eine Leidenszeit, die ihn in die Konzentrationslager Dachau und Buchenwald und in das Vernichtungslager Auschwitz führte. 1945 befreit, kehrte er nach Wien zurück und arbeitete dort bis 1956 als Schauspieler. Anschließend ging er in die DDR. Hier wurde er als Filmschauspieler bekannt, neben der Rolle des Dr. Hirsch vor allem durch die Rolle des KZ-Häftlings August Rose in der Romanverfilmung „Nackt unter Wölfen“ (1963), in die er seine Erfahrungen als Verfolgter im Nationalsozialismus einbringen konnte.

Der Film „Professor Mamlock“ kam im Mai 1961 in die Kinos der DDR und wurde im gleichen Jahr auf dem Internationalen Filmfestival von Moskau mit einer Goldmedaille ausgezeichnet. Konrad Wolf gelang es mit seinem Film, eindringliche Bilder vom gesellschaftlichen und politischen Klima der Jahre 1932 und 1933 und von der Verfolgung der Juden im nationalsozialistischen Deutschland zu finden. Dass diese Bilder ihre Wirkung auf den Zuschauer nicht verfehlen, zeigte auch der Filmabend am 15. November 2021 im Arno-Esch-Hörsaal I. Der ist zwar vorbei, aber der Film auf DVD erhältlich und in der Fachbibliothek Bildung, Geschichte, Altertum ausleihbar. Also sehen Sie selbst.

Mario Niemann

GEMEINSAME GESCHICHTE – UNTERSCHIEDLICHES ERINNERN

Der Blick von Deutschen und Russen auf den NS-Vernichtungskrieg (1941–1945) – Prof. Dr. Stefan Kreuzberger im Gespräch mit Dr. Sabine Grabowski – Bericht über ein Podiumsgespräch

Erinnerungskultur in der Bundesrepublik

Der Schrecken des Krieges saß bei der deutschen Bevölkerung tief – so tief, dass viele sich nach der Befreiung vom Nationalsozialismus gar nicht an die Zeit erinnern wollten. Die unmittelbare Nachkriegszeit war vor allem ab der Gründung der beiden deutschen Staaten durch den Ost-West-Konflikt geprägt: Die Erinnerungskultur war politisch aufgeladen. An historischer Aufarbeitung der Kriegsjahre mangelte es lange ebenso wie an Schuldeingeständnissen und Verantwortungsübernahme. Vielmehr ist für die Nachkriegszeit im Westen Deutschlands ein Hang zur Selbstviktimisierung festzustellen. Viele Deutsche sahen sich als Opfer der NS-Diktatur, die in einem ständigen Befehlszwang gestanden hätten und ohne nennenswerte Handlungsoptionen bloße Volksgenossen gewesen seien. Zu diesem Narrativ trat hinzu, dass die NS-Kriegsverbrecher und hohen Verantwortlichen ohnehin in den Nürnberger Prozessen verurteilt worden waren und man somit alles Weitere auf sich beruhen lassen könne.

Im Westen wurde der Antikommunismus bald zum tragenden Narrativ der Erinnerungskultur. Statt sich ehrlich der deutschen Kriegsverbrechen in der UdSSR zu erinnern, dominierte in der Bundesrepublik zunächst die Erzählung von Plünderungen und Massenvergewaltigungen deutscher Frauen durch Rotarmisten in der Endphase des Krieges. Zu dieser Erzählung gehörte ebenso der verlustreiche Kampf der Deutschen in Stalingrad. Die deutschen Verbrechen an der sowjetischen Bevölkerung, an die Shoa oder an die Blockade Leningrads wurden dagegen konsequent ausgeblendet. Ein Wandel in der westdeutschen Erinnerungskultur vollzog sich seit den 1960er Jahren, maßgeblich angestoßen von wenigen couragierten Juristen durch die Auschwitz-Prozesse.

Westdeutsche Historiker nahmen sich dann seit den 1970er Jahren verstärkt dem deutschen Vernichtungskrieg im Osten an. Dabei erschienen einige grundlegende Studien, die unter anderem auch die Rolle der Wehrmacht thematisierten, die breite Kreise der deutschen Bevölkerung allerdings nicht erreichten. Dies leistete erst die „Wehrmachtausstellung“ des Hamburger Reemtsma-Instituts Ende der 1990er Jahre. Der Mythos von der „sauberen Wehrmacht“ war spätestens damit endgültig öffentlich widerlegt.

Erinnerungspolitik in der DDR, in der UdSSR und im postsowjetischen Russland

Auf ostdeutscher Seite war die Erinnerungskultur von Beginn an stark von der Politik der Sowjetunion geprägt. Die Erinnerung an den Sieg der UdSSR über Nazideutschland – für die DDR zugleich Gründungsnarrativ – stellte weitere erinnerungswürdige Ereignisse in den Schatten. Für die SED-Führung und die Sowjetmacht war, wenn überhaupt, nur in einem individuellen Gedenken innerhalb der Familien ein Platz. Und fast jede Familie hatte (ebenso wie auf westdeutscher Seite) jemanden im Krieg verloren. Das kollektive Kriegstrauma oder der hohe Preis des Sieges, den die Sowjetunion zahlen musste, blieben ebenso ausgeblendet wie Gewalttaten von Rotarmisten zum Kriegsende. Der Fokus der politischen Erinnerungskultur lag auf den Untaten der nationalsozialistischen Aggressoren und dem Sieg über diese.

Der auf ostdeutscher Seite (nur zwei Jahre lang arbeitsfreie) 9. Mai, in der UdSSR der „Tag des Sieges“, wurde sogar bereits 1947 abgeschafft und erst 1965 wiedereingeführt. Zu Lebzeiten Stalins war das offizielle Erinnern an die Opfer des Krieges und somit auch des Sieges unerwünscht. Das anschließenden



Kranzniederlegung durch Leninpioniere, Komsomolzen und Thälmannpioniere, Juli 1989, Sowjetisches Ehrenmal im Treptower Park, Berlin. (Bundesarchiv, Bild 183-1987-0727-24 / Uhlemann, Thomas / CC-BY-SA 3.0).

de Tauwetter der Erinnerungskultur KPdSU-Generalsekretär Chruschtschows endete unter Breschnew, der sich durch eine maßlose Beschönigung des Siegnarrativs von seinem Vorgängern abgrenzte. Er konstruierte eine allein auf den Sieg am 9. Mai zugeschnittene Erzählung, die alles verschwie, was die Sowjetarmee in unrühmlichem Licht hätte erscheinen lassen können. Schriftsteller und Weltkriegsveteran Viktor Astafjew sprach sogar davon, dass er „in einem völlig anderen Krieg“ gewesen sei als der, der in der politischen Erinnerungskultur seinen Platz gefunden hatte. In der DDR änderten sich die erinnerungspolitischen Prämissen in den späten 1980er Jahren. Spätestens mit Michail Gorbatschows Perestroika fiel der erinnerungspolitische Konsens der SED-Machthaber mit der Sowjetunion, da nicht zu Unrecht befürchtet wurde, die neue Offenheit in Moskau würde auch in geschichtspolitischer Hinsicht erhebliche Probleme für sie schaffen. Die eigene Machtbasis drohte weiter zu erodieren.

Geschichtspolitik und Erinnerungskultur im Russland Wladimir Putins

Das öffentliche Erinnern an den Krieg ist im heutigen Russland wieder hochgradig politisiert. Zum 9. Mai 2005 lud Präsident Putin neben 50 Staats- und Regierungschefs auch erstmals den damaligen Bundeskanzler Gerhard Schröder ein, dem offiziellen Gedenken mit großer Militärparade auf dem Roten Platz in Moskau beizuwohnen. Ein Novum, das Jahrzehnte zuvor undenkbar war. Die guten Beziehungen zwischen dem russischen Präsidenten und dem deutschen Bundeskanzler spiegeln sich auch in der Sitzordnung beim traditionellen Zeremoniell wider: Putin ließ Schröder in der ersten Reihe platzieren, neben US-Präsident Bush und dem französischen Staatsoberhaupt Chirac. In seiner Rede hob der Kremlchef her-

vor, dass die deutsch-russischen Beziehungen so eng wie nie zuvor und von Versöhnung und Freundschaft geprägt seien. Bei einem anschließenden Termin außerhalb des Protokolls mit russischen Veteranen und Jugendlichen nahm sich Putin sogar Zeit für ein Gespräch mit deutschen Weltkriegsteilnehmern, die Schröder begleiteten. Auch das markiert die persönliche Verbundenheit Putins und Schröders. Noch zehn Jahre zuvor, also 1995 zum 50. Jahrestag des Kriegsendes, hatte es längst nicht solch symbolträchtige Gesten gegeben. Bundeskanzler Kohl war zwar auf Einladung des damaligen russischen Präsidenten Jelzin in Moskau, doch lehnte der deutsche Regierungschef entschieden ab, an der Gedenkveranstaltung mit der pompösen Militärparade teilzunehmen. Stattdessen legte Kohl einen Kranz auf einem deutschen Soldatenfriedhof in der Nähe Moskaus nieder.

2015 stand das offizielle Gedenken zum 70. Jahrestag des Kriegsendes unter dem Einfluss der russischen Krim-Annektion, die auch die Bundesregierung als völkerrechtswidrigen Akt kategorisch verurteilte. Es verwundert nicht, dass Angela Merkel in Moskau Putin gegenüber distanziert auftrat: Anders als ihr Amtsvorgänger blieb sie deshalb dem offiziellen Gedenkzeremoniell auf dem Roten Platz fern und beschränkte sich darauf, einen Tag später beim Besuch des Grabmals des unbekanntes Soldaten die deutsche Verantwortung für das Leid und die Opfer im „Großen Vaterländischen Krieg“ zu bekunden. All das und vieles mehr kann man darüber hinaus in einem neuen Buch von Stefan Kreuzberger nachlesen. Es erscheint am 22. März 2022 im Rowohlt Verlag unter dem Titel „Das deutsch-russische Jahrhundert. Geschichte einer besonderen Beziehung“.

Marie Lehmann

VERSTETIGTES GEDÄCHTNIS, IMMERWÄHRENDES GEDENKEN?

Eine Erkundungsfahrt zu Zeichen der Erinnerung an Jüdinnen,
Juden und jüdisches Leben in Rostock am 29.07.2021

Eine Radtour als Bestandteil des Festjahres „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“? Das klingt im ersten Moment mehr nach einer Vergnügungsfahrt als nach Bildung, Lernen und Gedenken. Doch um sich zu vergegenwärtigen, wie in Rostock im öffentlichen Raum die frühere jüdische Präsenz sichtbar gehalten wird, waren bei der „Erkundungsfahrt zu Zeichen der Erinnerung an Jüdinnen, Juden und jüdisches Leben in Rostock“ am 29. Juli 2021 ausgedehntere Strecken zu überwinden. Die Orte selbst, die in Rostock an – überwiegend vormaliges, überwiegend vertriebenes oder vernichtetes – jüdisches Leben erinnern, gaben die Route vor. Manchmal lässt sich Geschichte doch besser erfahren als erlaufen.

In Städten mit einer vielschichtigen Vergangenheit fügen sich die Gedenkzeichen in je spezifischen Kombinationen von Typischem und Eigentümlichem zusammen. Rostock ist solch ein Fall, in dem Erinnerungen an jüdisches Leben Teil eines vielfältigen Ensembles bilden. Außer dass Jüdinnen und Juden dort zu unterschiedlichen Zeiten lebten, war es unter anderem eine mittelalterliche Hansestadt, Sitz der mecklenburgischen Stände, Garnison, Ort der Aufnahme von Geflüchteten, Bezirkshauptstadt der DDR mit einer Stasi-Zentrale, Ort der Ausschreitungen von 1992 und Tatort eines NSU-Mordes. Die Erinnerungsmarker an diese Bezugspunkte sind gleichzeitig mit jenen an früheres jüdisches Leben und seine Verdrängung und Vernichtung sichtbar und treten mit ihnen in einen Dialog. Diese Vielfalt steht allerdings nur wenigen vor Augen, weil Denkmäler selten die Breitenaufmerksamkeit entfalten, die sich die Aufstellenden von ihnen einmal erhofft haben.

Vielfalt entsteht zudem, wie während der Erkundung deutlich wurde, durch die Abfolge unterschiedlicher Zeitschichten. Frühere Gedenkzeichen werden selbst wieder zu Zeugen vergangener Erinnerungskulturen. Wie anderswo dokumentiert in Rostock das Denkmalerbe der DDR noch lange nach deren Ende die Versuche des Regimes, seine Deutungshoheit sichtbar werden zu lassen. So hebt das sehr frühe, schon 1946 vor dem



Denkstein für Richard Siegmann in Rostock,
vor dem Rathaus am Neuen Markt.

(Foto: Oliver Plessow)

Ständehaus errichtete und für die spätere militarisierte Gedenkkultur bedeutende Denkmal für die „Opfer des Faschismus“ SBZ- und DDR-typisch gerade nicht die Juden als besondere Opfergruppe hervor. Die stärkere Benennung auf jüdische Schicksale in der Endzeit der DDR insbesondere zum 50. Jahrestag der Novemberpogrome 1988 dagegen spiegelt sich bis heute im Denkmal für die 1938 zerstörte Synagoge in der Augustenstraße.

Eine pluralistische Demokratie wie die BRD kennt keine solchen umfassenden Lenkungen. Störendes wird in ihr selten systematisch abgeräumt, eher schon werden die Ansprüche unterschiedlicher Interessengruppen mit dem Aufstellen je spezifischer Erinnerungsmarker bedient. In Rostock kann heute in unmittelbarer Nähe zueinander gefallener Sowjetsoldaten, Flucht und Vertreibung, dem Ende der DDR und verfolgten Jüdinnen und Juden gedacht werden. Auch kleinere Initiativen können nun im öffentlichen Raum zum Zuge kommen, was sich auch beim Gedenken an das Schicksal von Jüdinnen und Juden zeigt. Ein gutes Beispiel hierfür ist die nur wenig bekannte, blank polierte schwarze Gedenktafel, die am Südausgang des Hauptbahnhofs an die Deportationen der Kriegszeit gemahnt und 2015 auf Initiative eines Schulprojektes dort enthüllt wurde.

Zwar ist eine wohl im Zuge der Großen Pest untergegangene erste mittelalterliche Gemeinde in Rostock nachweisbar, nach Jahrhunderten der Beschränkungen war Jüdinnen und Juden in Rostock aber erst 1868 und damit selbst für deutsche Verhältnisse sehr spät eine Neuan siedlung möglich. Auf diese zweite Gemeinde bezieht sich der überwiegende Teil der heute sichtbaren Erinnerungsmarker. 1870 formal gegründet, brauchte diese einen dauerhaften Ruheort für ihre Toten. Der Friedhof am Rande des heutigen Lindenparks erfüllt diesen eigentlichen Zweck des Totengedächtnisses bis heute, erinnert aber auch im Ganzen an das Ende jüdischer Präsenz in Rostock in der Zeit des Nationalsozialismus. Auf dem Friedhof selbst, der den Schlusspunkt der Radtour bildete, würdigt dies eine entsprechende Gedenkstätte ebenfalls von 1988.

Stärker noch im Bewusstsein der Öffentlichkeit steht allerdings ein dezentrales Denkmal. Wie in vielen anderen Städten sollen die Namen der jüdischen Mitbürger,



Denkmal für die Opfer der Shoa auf dem jüdischen Friedhof, Lindenpark Rostock, 1988 anlässlich des 50. Jahrestages der Novemberpogrome eingeweiht, auf dem Würfel eingraviert: die bis dahin bekannten Namen der ermordeten Jüdinnen und Juden. (Foto: privat)

die durch den Nationalsozialismus zu Schaden gekommen sind, an ihren früheren Wohn- oder Arbeitsorten fassbar bleiben. In Rostock gewährleisteten dies nicht die allseits bekannten „Stolpersteine“, sondern bislang 70 „Denksteine“. Für die Erkundungstour ausgewählt wurden die Exemplare, die vor dem Rathaus und am Schillerplatz an Richard Siegmann, den langjährigen Vorstand der Rostocker Straßenbahn AG, erinnern. Ebenfalls am Schillerplatz liegt das Max-Samuel-Haus, dessen Förderverein das Denkstein-Projekt trägt und das seit 1991 als Begegnungsstätte dient; als die bedeutendste Institution, jüdische Geschichte und jüdisches Leben in die Gegenwart zu tragen, durfte es bei der Erkundung nicht außen vor bleiben.

Oliver Plessow

NEUER SONDER- FORSCHUNGSBEREICH HAT ARBEIT AUFGENOMMEN

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) fördert seit dem 1. Januar 2022 an der Universität Rostock am Institut für Physik einen neuen Sonderforschungsbereich (SFB). Sprecher ist Dieter Bauer, Professor für Quantentheorie und Vielteilchensysteme. Im Zentrum des Vorhabens „LiMatI“ steht die Erforschung der „Licht-Materie-Wechselwirkung an Grenzflächen“ mittels starker, ultraschneller Laserfelder. Die theoretisch und experimentell arbeitenden Physikerinnen und Physiker wollen mit neuartigen Methoden geometrische, elektronische und topologische Eigenschaften der Materie mithilfe maßgeschneiderten Lichts untersuchen. Der neue Sonderforschungsbereich geht nun den Weg weiter, den der 2017 nach zwölf erfolgreichen Jahren ausgelaufene Sonderforschungsbereich 652 zu starken Korrelationen und kollektiven Effekten in Strahlungsfeldern bereitet hat.

Ob Photosynthese, Solarzellen, Optoelektronik, Sensoren, Umweltanalyse und Materialbearbeitung mit Lasern – ohne Licht-Materie-Wechselwirkung würde es sie nicht geben. Dank der Fortschritte in der Laserphysik hinsichtlich höherer Intensitäten und zeitlicher Auflösung im Attosekundenbereich (1 Attosekunde = 0,000000000000000001 Sekunden) sowie neuartiger Klassen von Materialien eröffnen sich ganz neue Möglichkeiten, die Licht-Materie-Wechselwirkung an Grenzflächen für bildgebende Verfahren, Sensorik und die

Kontrolle der Quantendynamik in kondensierter Materie mittels Laserlicht auszunutzen. Diese Möglichkeiten aufzuspüren hat sich das LiMatI-Team zur Aufgabe gemacht. Mit ihren Forschungsarbeiten wollen sie eine bestmögliche Kontrolle der Teilchendynamik in den Materialien erreichen. Viele junge Forscherinnen und Forscher werden ihre wissenschaftliche Karriere im SFB LiMatI starten. Daher wird der Großteil der durch die DFG bereitgestellten rund 11 Millionen Euro für die Finanzierung von 26 Doktorandinnen und Doktoranden verwendet. Die Finanzierung ist zunächst für vier Jahre bewilligt und kann bei erfolgreicher Begutachtung bis auf maximal zwölf Jahre verlängert werden.

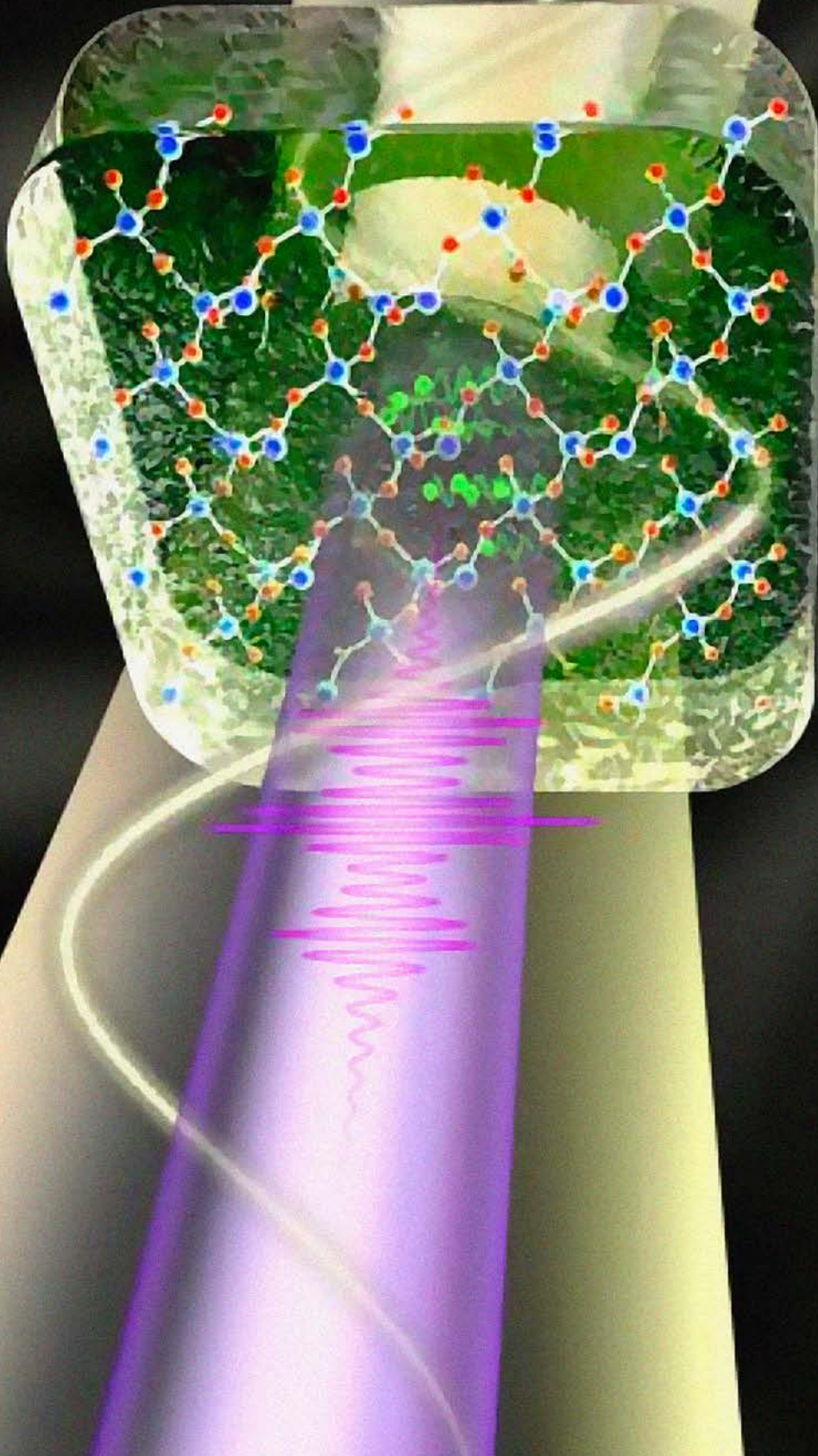
Sonderforschungsbereiche der DFG bündeln Forschungsprojekte zu einem übergeordneten aktuellen wissenschaftlichen Thema und sind ein wichtiges Instrument zur Stärkung der Spitzenforschung und Strukturbildung an deutschen Hochschulen. Der Sonderforschungsbereich LiMatI ist am Institut für Physik der Universität Rostock angesiedelt und arbeitet gemeinsam mit Spitzenforschern vom Berliner Max-Born-Institut.

Kristin Nölting

Webseite des Sonderforschungsbereichs:

<https://www.limati.uni-rostock.de>

Künstlerische Darstellung von ultraschneller Lichtwellen-Elektronik: Der einfallende Laserpuls (gelb) treibt die Elektronen im Festkörper. Das kurzwelligere, abgestrahlte Licht (lila) enthält Informationen über die Struktur des Festkörpers und der ultraschnellen dynamischen Prozesse darin.
(© Institut für Physik, AG Extreme Photonik).



DER OPTIMALEN BESCHICHTUNG FÜR OMAS COCHLEA-IMPLANTAT AUF DER SPUR

Dana Dohr promoviert an der Universitätsmedizin Rostock auf dem Gebiet der Biotechnologie. Auf dem Forschungscamp der Universität Rostock im November 2021 überraschte sie beim Science Slam ihre Zuhörerinnen und Zuhörer mit einem gesungenen Beitrag über „Omas Cochlea-Implantat“. Sich selbst auf der Ukulele begleitend gelang es ihr überzeugend ihre aktuelle Forschungsarbeit vorzustellen. Ihre Kreativität wurde nicht nur mit tosendem Applaus belohnt, sie ging auch als Gewinnerin des Science Slam 2021 hervor. Kristin Nölting hat sie zum Interview getroffen und mit ihr über ihr Studium und ihr aktuelles Promotionsvorhaben gesprochen.

Wieso haben Sie sich anfangs für ein Studium der Biotechnologie entschieden?

Schon während meiner Ausbildung zur Laborantin in Kiel habe ich in der Zusammenarbeit mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern gemerkt, dass ich mit einem Studium viel mehr Möglichkeiten habe auf dem Gebiet der Biotechnologie zu arbeiten. Daher stand für mich schnell fest, dass ich an die Ausbildung ein Studium anschließen möchte.

Warum ist ihre Wahl auf die Universität Rostock gefallen?

An der Universität Rostock gibt es den Studiengang Medizinische Biotechnologie, der mir genau die Studieninhalte bot, die ich suchte. Zudem bin ich in Eckernförde, einer Hafenstadt an der Ostsee, geboren worden. Da fühlte es sich gut an, zum Studium in eine Universitätsstadt an der Ostsee zu ziehen.

Was waren für Sie die Beweggründe für ein Promotionsstudium? War eine Promotion etwas, das Ihnen schon immer vorschwebte oder etwas, das sich spontan ergeben hat?

Während des Studiums entdeckte ich mein Interesse für die Implantattechnologie und Biomaterialentwicklung und durfte

te erste Einblicke in aktuelle Forschungsthemen gewinnen. Ursprünglich hatte ich geplant, nach dem Bachelorstudium wieder zurückzugehen. Aber dann reizte mich das Masterstudium doch sehr. Ich wollte meine Kenntnisse und Fähigkeiten noch weiter ausbauen. In der Zeit habe ich auch meine wissenschaftliche Passion gefunden: Implantate. Spätestens dann war klar, auf diesem Gebiet möchte ich gern arbeiten. Die in der Klinik und Poliklinik für Hals-Nasen-Ohrenheilkunde, Kopf- und Halschirurgie „Otto Körner“ ausgeschriebene Stelle mit der Möglichkeit der Promotion war daher ein Glücksfall für mich.

Dana Dohr arbeitet innerhalb ihres Promotionsvorhabens an der Optimierung der Cochlea-Implantate mit. (Foto: Universität Rostock/ Julia Tetzke).



Bitte beschreiben Sie Ihr Forschungsthema in drei Schlagworten.

Weiterentwicklung von Implantaten durch Beschichtung.

Und in ein paar mehr Worten? Worum geht es bei Ihrer Doktorarbeit?

Cochlea-Implantate stehen im Mittelpunkt meines Forschungsinteresses. Konkret arbeite ich an der Entwicklung und Testung einer Beschichtung der Implantat-Elektrode, was zu einer Optimierung der Cochlea-Implantate beitragen soll. Während das Mikrofon, die Sendespule und der Sprachprozessor des Implantats ähnlich wie ein Hörgerät am Ohr getragen werden, muss das Implantat mit der Elektrode operativ in das Innenohr eingesetzt werden. Die Elektrode stimuliert hier direkt Teile des Hörnervens. Wir erforschen innovative Polymerbeschichtungen der Elektrode, die auf den Elektroden aufgebracht werden. Der mechanische Vorgang der Implantation in die Hörschnecke wird weiter optimiert. Zudem testen wir Beschichtungen, die Medikamente tragen können, mit denen die ohnehin schon gute Funktion des Implantates weiter verbessert werden könnte. Anhand eines standardisierten Inser-



Variante einer Cochlea-Implantat Elektrode, die während des Einsetzens eines Cochlea-Implantates in die Gehörschnecke (Cochlea) inseriert wird. (Foto: Universität Rostock/ Julia Tetzke).

tionsmodells, das wir entworfen haben, kann ich Drücke und Kräfte bestimmen, die bei der Implantatinsertion wirken. Mit diesen Messergebnissen können Rückschlüsse auf die aufzubringende Polymerschicht gemacht werden, die an der Implantat-Gewebe-Grenzfläche zur Verringerung bisheriger bleibender Beschädigungen führen soll.

In welchem Stadium der Dissertation befinden Sie sich gerade?

Bis Ende 2022 möchte ich meine Dissertation zum Abschluss bringen.

Gibt es etwas in Ihrer bisherigen Promotionszeit, woran Sie sich immer wieder gern erinnern?

Ja, das war gleich in meiner Einarbeitungsphase. Ich durfte eine Patientin begleiten, die durch einen Hörsturz plötzlich nicht mehr hören konnte, worunter sie immens gelitten hat. Sie erhielt hier in der Klinik ein Implantat. In dem Moment, als die Frau mit Hilfe des Implantats zum ersten Mal wieder Geräusche, Klänge und Stimmen wahrnehmen konnte, kamen ihr vor Freude die Tränen. Das war für mich ein sehr ergreifender und sehr schöner Augenblick, an den ich gern zurückdenke und der mich in meiner Arbeit motiviert.

Als Doktorandin sind Sie auch Mitglied in der Graduiertenakademie. Nutzen Sie das dort angebotene Qualifizierungsprogramm?

Die Fortbildungskurse sind sehr vielfältig und bieten mir wunderbare Möglichkeiten, mich auch fachübergreifend weiterzubilden. In guter Erinnerung habe ich beispielsweise eine Veranstaltung zum Thema Präsenztraining und Selbstmarketing. An den zwei Tagen habe ich unheimlich viel über das strukturierte Präsentieren des eigenen Forschungsthemas und das souveräne Auftreten gelernt.

Was haben Sie vor, wenn Sie Ihre Promotion abgeschlossen haben?

Gern würde ich auf diesem Gebiet weiterforschen, vielleicht eine eigene Forschungsgruppe leiten.

Haben Sie vielen Dank für das Gespräch.



UNI ROSTOCK DIGITAL

Unbestritten hat die Coronapandemie an den Hochschulen zu einem Digitalisierungsschub geführt. Vieles, was zuvor in Präsenz stattfand, wurde pandemiebedingt seit dem Sommersemester 2020 in den digitalen Raum verschoben, selbstverständlich auch an der Universität Rostock. Nach und nach werden die Hörsäle und Seminarräume an den verschiedenen Standorten der Universität Rostock mit der notwendigen Hard- und Software ausgestattet, insbesondere auch um hybride Lehrveranstaltungsformate auf beste Weise möglich zu machen. Besonders weit vorangeschritten ist die Umgestaltung der Lehrräume und technische Ausstattung bereits am Ulmencampus. Für Fragen der Nutzung dieser vielfältigen Technik und zur didaktischen Vermittlung innerhalb der digitalen Lehre steht bereits seit dem Sommersemester 2020 das Team vom „Rostocker Online Campus“ (ROC) des Kooperationsprojekts „Digitale Lehre an der Universität Rostock“ des Zentrums für Lehrerbildung und Bildungsforschung sowie der Universitätsbibliothek Rostock bereit. Auf der Informationsplattform des „ROC“ finden Lehrende alles rund um die inhaltliche Gestaltung, zu didaktischen Vorüberlegungen und technischer Umsetzung von digitaler Lehre. In regelmäßig angebotenen ROCinaren geht es um die Gestaltung digitaler Lehre mit speziellem Fokus auf interaktive Lernformen.

Seit August 2021 sorgt ein neues universitätsweites Vorhaben nochmals für mehr Digitalisierungsdynamik. Das Projekt „Digitaler Campus Rostock“ (kurz: DiCaRo) wird für die Dauer von drei Jahren von der Stiftung Innovation in der Hochschullehre gefördert. Im Rahmen des Programms „Hochschullehre durch Digitalisierung stärken“ erhält die Universität 3,4 Millionen Euro für die Umsetzung ihres Vorhabens. Im Projekt „DiCaRo“, das unter der Leitung des Prorektors für Studium, Lehre und Evaluation Professor Patrick Kaeding steht, geht es der Universität vornehmlich darum, die Präsenzlehre durch digitale Lehrangebote zu erweitern und dadurch gezieltes

Lernen zu ermöglichen. „Die Individualität der Studierenden, die Vielfältigkeit von Lernzeiten und Lernorten können durch digitale Lernangebote stärker berücksichtigt werden“, erläutert Remo Schmunck, der Koordinator des Vorhabens und erklärt weiter: „Im Rahmen von Pilotprojekten werden neue Ansätze erprobt, die am Ende nach einer positiven Evaluation auf andere Bereiche der Universität Rostock ausgeweitet werden und somit vielen Lehrenden und Lernenden zugutekommen sollen.“ Ziel sei es mittels dieser übertragbaren Teilprojekte Initiativen zur Förderung digitaler Mündigkeit, zur Entwicklung neuer digitaler Formate sowie zur nachhaltigen Verankerung technologischer Innovationen zu erproben und nachhaltig zu implementieren.

Neben den Pilotprojekten bildet die Gestaltung von Rahmenbedingungen für die Umsetzung digitaler Lehre eine wichtige Säule des „DiCaRo“-Projektes. Dazu werden datenschutz-, urheber- und prüfungsrechtliche Voraussetzungen geschaffen und die Umsetzung von Lehrverpflichtungs- und Kapazitätsverordnungen für digitale Lehre angepasst. Außerdem wird im Rahmen von DiCaRo ein Konzept für E-Klausuren entwickelt und erprobt. Vorteilhaft ist ein Einsatz derartiger Klausuren insbesondere bei Prüfungen mit einer hohen Anzahl Teilnehmender. Bestandteile des Teilprojektes sind sowohl die Erarbeitung eines Schulungskonzepts für die Prüfenden als auch die Aufgaben- und Prüfungsverwaltung.

Am Institut für Sonderpädagogik wird mit externen Kooperationspartnern eine Anonymisierungssoftware entwickelt, die die Erstellung datenschutzkonformer, unterrichtsbasierter Lehr- und Lernvideos durch Automatisierung vereinfachen soll. Die Software soll die Anonymisierung von Videos bei gleichzeitigem Erhalt realitätsnaher Abbilder und wesentlicher unterrichtsrelevanter Aspekte ermöglichen. Das Teilprojekt leistet damit einen Beitrag für die digital gestützte Hochschul-



Mehr als je zuvor gehören im Universitätsalltag von Präsenzhochschulen digitale Technologien ganz natürlich zum Lehren, Lernen und Forschen dazu (Foto:as-artmedia/AdobeStock).

lehre durch die Option, Videomaterial aus sensiblen Räumen wie dem Klassenzimmer vollautomatisch und somit effizient datenschutzkonform aufzubereiten, wodurch letztlich ein Einsatz in der Ausbildung angehender Lehrkräfte ermöglicht wird.

Der Studienerfolg internationaler Studierender wird mit Hilfe spezieller Blended-Learning-Angebote, die ortsunabhängig vor Studienbeginn oder begleitend genutzt werden können, gesteigert. So werden hier beispielsweise so genannte dynamische Trios gebildet. Schon bevor ein internationaler Studierender am Studienort Rostock ankommt, wird ihm ein deutscher und ein internationaler Studierender, der bereits in Rostock lernt, zur Seite gestellt. Die Begleitung läuft zunächst auf dem digitalen Weg und kann dann vor Ort in eine direkte persönliche Begleitung übergehen.

Das Sprachenzentrum entwickelt im Rahmen des Projekts zudem für internationale Studierende ein Modul, mit dem sie ihre Schreibkompetenz beim Verfassen wissenschaftlicher Texte verbessern können.

Für deutsche Studierende sollen die Curricula durch die digitale Einbindung internationaler Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bereichert und Hürden für Auslandsaufenthalte abgebaut werden. So ist am Historischen Institut bereits im Wintersemester 2021/2022 das Seminar „Mahatma Gandhi: An imperial biography“ durchgeführt worden, in dem durch die digitale Umsetzung ein internationaler Lehrender in die Lehre eingebunden werden konnte.

Insgesamt sind es zwölf Teilprojekte, die an unterschiedlichen Fakultäten der Universität Rostock im Rahmen von „DiCaRo“ durchgeführt werden und nach einer erfolgreichen Beendigung des Projektes im Jahr 2024 digitale Formate für die Präsenzlehre bereichern. Denn eine Präsenzlehre mit integrierten digitalen Elementen auf der Grundlage von guten Konzepten, einer entsprechenden Mediendidaktik sowie einem technischen Support und passenden Räumlichkeiten wird zukünftig aus den Universitäten nicht mehr wegzudenken sein.

Kristin Nölting

GRENZENLOS STUDIEREN UND ARBEITEN AN DER EUROPÄISCHEN UNIVERSITÄT EU-CONEXUS

Was macht ideale Studien-, Forschungs- und Arbeitsbedingungen an einer Universität aus? Neben dem Studienangebot, den Lehrveranstaltungen vor Ort und der Zusammenarbeit in Forschungsgruppen zu gemeinsamen Themen, gehört selbstverständlich auch eine internationale Kooperation zu dieser Idealvorstellung. Die Europäische Universität EU-CONEXUS ermöglicht all dieses: mehrere Auslandsaufenthalte während des Studiums, Mitarbeitendenmobilität und gemeinsame europäische Forschungsk Kooperationen. Die Universitätsallianz, bestehend aus der Universität La Rochelle, der Katholischen Universität Valencia, der Polytechnischen Universität Bukarest, der Universität Zadar, der Universität Klaipeda, der Land-

„Ich freue mich, dass unsere Universität Teil eines so aktiven Netzwerkes ist und dabei mitwirken kann.“

wirtschaftlichen Universität Athen, des Waterford Institute of Technology sowie der Frederick Universität Zypern, war eine der ersten, die 2019 von der EU-Kommission zur Förderung durch das Programm „Europäische Hochschulen“ ausgewählt wurde. Seit September 2020 ist die Universität Rostock assoziiertes Partner in dem Netzwerk, ab der nächsten Förderperiode (2022 – 2026) dann Vollmitglied.

Anstoß für das Förderprogramm und das Entstehen von nunmehr 40 weiteren Europäischen Universitäten gab eine Rede Emmanuel Macrons an der Sorbonne 2017. Darin entwarf er das Bild eines modernen und integrierten europäischen Bildungsraumes, in welchem jede/r Studierende im Ausland studieren und Seminare in mindestens zwei Sprachen belegen kann. In seiner Vision tragen Europäische Universitäten maßgeblich zur Innovation in der Lehre sowie zur Exzellenz in der Forschung bei.

Auch die Europäische Universität EU-CONEXUS hat sich diesen visionären Zielen verschrieben, mit einem besonderen Fokus auf Nachhaltigkeitsfragen von Küstenregionen, oder genauer „Smart Urban Coastal Sustainability“. Ähnlich unserer Universität liegt die Mehrheit der acht Partneruniversitäten am Meer, daraus ergeben sich bei allen Universitäten Schwerpunkte in der maritimen und nachhaltigkeitsorientierten Forschung. Der thematische Fokus von EU-CONEXUS ist gesellschaftlich äußerst relevant, stehen doch die immer dichter besiedelten Küstenregionen aufgrund des voranschreitenden Klimawandels vor großen Herausforderungen. Weiterhin sind Küstenregionen für Energiegewinnung und -transport, Handel, Aquakultur, Fischerei und Tourismus von entscheidender Bedeutung.

EU-CONEXUS bietet daher die einmalige Möglichkeit, die vorhandene Expertise der beteiligten Universitäten zu bündeln und zu einer geeinten und koordinierten Erarbeitung von Lösungsansätzen beizutragen. Meike Klettke, Prorektorin für Internationales, Gleichstellung und Vielfaltmanagement und die Projektverantwortliche an unserer Universität, betont: „Ich sehe, mit wie viel Energie und Enthusiasmus in den europäi-



Vorstellung der Europäischen Universität EU-CONEXUS auf dem Forschungscamp 2021 durch Professorin Meike Klettke.

schen Universitäten alle Aspekte von akademischer Lehre, Forschung und Third Mission neu gedacht werden und freue mich, dass unsere Universität Teil eines so aktiven Netzwerkes ist und dabei mitwirken kann.“

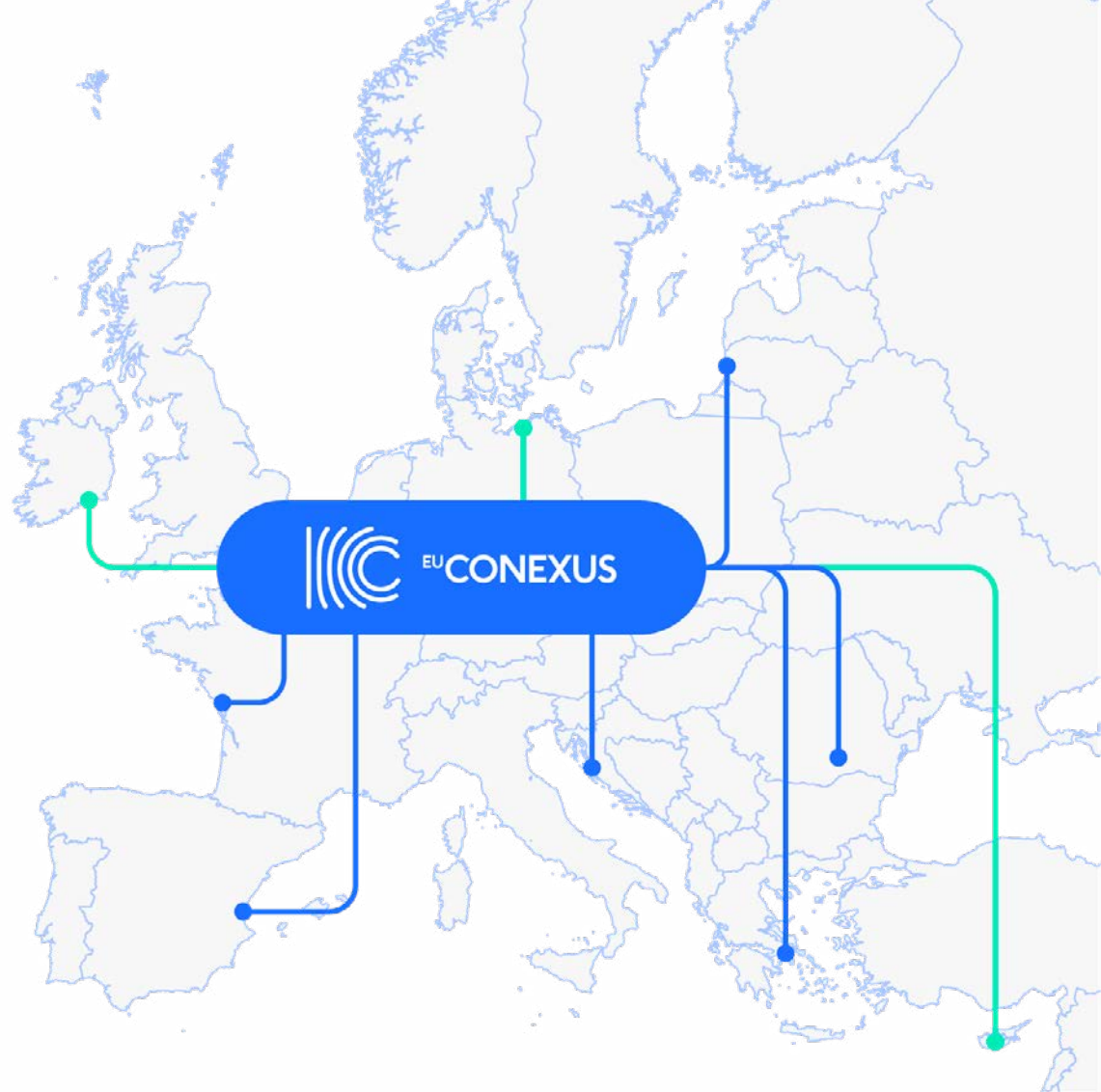
Besonders im Bereich der Lehre wurde seit der Gründung der Europäischen Universität im Jahr 2019 Beachtliches erreicht: Ein erster gemeinsam entwickelter Masterstudiengang „Marine Biotechnology“ geht im Herbst 2022 an den Start und wurde erst kürzlich in das begehrte EU-Stipendienprogramm „Erasmus Mundus“ aufgenommen. Erfolgreiche Bewerberinnen und Bewerber durchlaufen ein wirklich europäisches Studium mit je einem Semester in Valencia und La Rochelle im ersten Jahr und Auslandsaufenthalten an weiteren Partneruniversitäten im zweiten Jahr, darunter gibt es auch die Möglichkeit, die Masterarbeit an der Universität Rostock zu verfassen (Professor Udo Kragl, Professor Michael Nelles).

Einen Vorgeschmack auf ein solches europäisches Studium erhielten Studierende aus Bachelor-Studiengängen bereits im Wintersemester 2021/2022. Sie konnten Lehrveranstaltungen anderer Partneruniversitäten in den Themenbereichen „Coas-

tal Development and Sustainable Maritime Tourism“ und „Blue Economy and Growth“ (den sogenannten Minor-Programmen) online besuchen und diese als Teil ihres Studiums an der Universität Rostock anrechnen lassen.

Erste Ansätze zu einer vertieften Kooperation gab es auch im relativ jungen und interdisziplinären Themenbereich „Digital Humanities“ (digitale Geisteswissenschaften). Den Auftakt dazu machte die Konferenz „EU-CONEXUS Day of Digital Humanities“, an welcher vonseiten der Universität Rostock Professorin Meike Klettke, Dr. Holger Meyer sowie PD Dr. Ludger Jansen als Vortragende teilnahmen.

Im Bereich der akademischen Qualifikation organisierte EU-CONEXUS im Juli 2021 in Zadar (Kroatien) die erste PhD Summer School. Am interdisziplinär ausgerichteten Programm zum Thema „Professional and Scientific Communication and Networking in a Multidisciplinary Environment“ nahmen neben einer weiteren Rostocker Doktorandin auch Ferhat Türkoğlu, Doktorand und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Agrar- und Umweltwissenschaftlichen Fakultät, teil. Er beschreibt seinen Aufenthalt als wertvolle Erfahrung,



Karte der Partneruniversitäten von EU-CONEXUS (blau: Vollmitglieder; grün: assoziierte Mitglieder) © EU-CONEXUS).

denn „unterschiedlicher Auffassung während einer Diskussion mit Doktoranden und Professoren anderer Expertisen zu sein, war hochinteressant. Ich kam nicht umhin, meine eigene Doktorarbeit als Thema einzubringen und kontroverse Meinungen zu provozieren. Dabei ergaben sich wertvolle Diskussionen mit Tutoren aus ähnlichen ebenso wie mit solchen aus völlig anderen Fachrichtungen.“

An unserer Universität wurde im letzten Sommer erstmalig ein Research Summer Camp unter dem Titel „Future Use and Protection of Coasts“ von Dr. Uta Buttkeowitz organisiert. Unter der fachlichen Leitung von Professor Bernd Lenartz, Professor Arne Arns und Dr. Arne Schoor diskutierten 38 Teilnehmende aus 22 Ländern zu den Themen, darunter drei Doktorandinnen und Doktoranden von EU-CONEXUS-Partneruniversitäten.

Auch im Bereich der Forschung, konnten wichtige Grundbausteine für weitere, tieferegehende Kooperationen gelegt werden. So wurden detaillierte Bestandsaufnahmen der Forschungsstrukturen, -personen und -infrastruktur erstellt. Diese dienen im nächsten Schritt dazu, beispielsweise mithilfe einer Online-Plattform die wissenschaftliche Expertise jeder

Universität sichtbar zu machen und schaffen damit die Möglichkeit, Forschungskontakte zu finden und das Entwickeln gemeinsamer Forschungsprojekte zu vereinfachen. Schon jetzt können geplante Forschungsvorhaben durch einen Projektentwicklungsfonds gefördert werden. In der Zukunft sollen weitere Mechanismen die gemeinsame und auch interdisziplinäre Forschung über Landesgrenzen hinweg unterstützen. Einen entscheidenden Beitrag können hier nicht zuletzt die geplanten binationalen Promotionsverfahren, auch Cotutelle-Verfahren genannt, leisten. Ebenso wie gemeinsam organisierte wissenschaftliche Konferenzen, Workshops und die Mitarbeitendenmobilität tragen sie dazu bei, dass die Partneruniversitäten immer enger zusammenwachsen.

Wenn Sie als Wissenschaftler/in eine Forschungsidee in dem internationalen Netzwerk umsetzen möchten, als Student/in Lehrveranstaltungen an einer anderen Universität besuchen oder als Mitarbeiter/in einmal Ihren Kolleginnen und Kollegen im Ausland über die Schulter sehen möchten (Job Shadowing), kontaktieren Sie uns gerne und werden Sie so Teil der Europäischen Universität EU-CONEXUS.

Meike Klettke und Mawuena Martens

NEUE PROREKTORIN FÜR INTERNATIONALES, GLEICHSTELLUNG UND VIELFALTSMANAGEMENT UND NEUER STUDENTISCHER PROREKTOR DER UNIVERSITÄT ROSTOCK

Am 26. Januar 2022 hat das Konzil der Universität Rostock in seiner Sitzung via Online-Wahl die Prorektorin für Internationales, Gleichstellung und Vielfaltsmanagement und den studentischen Prorektor gewählt. Neue Prorektorin für Internationales, Gleichstellung und Vielfaltsmanagement ist Dr. Ludmila Lutz-Auras. Ihre Amtszeit beginnt am 1. April 2022 und endet am 13. April 2023. Sie tritt die Nachfolge von Professorin Meike Klettke an, die zum 31. März 2022 an die Universität Regensburg wechselt.

Dr. Ludmila Lutz-Auras ist als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Internationale Politik und Entwicklungszusammenarbeit am Institut für Politik- und Verwaltungswissenschaften tätig. Seit 2020 ist sie zudem Sprecherin des Zentrums für Eurasisch-Russländische Studien. „Als Prorektorin möchte ich mich in dem vor mir liegenden Jahr in den drei Bereichen Internationales, Gleichstellung und Vielfaltsmanagement insbesondere für die Belegung von Synergien einsetzen und die Vernetzung auf kommunaler, Landes- und Bundesebene voranbringen. Mein Ziel ist es, die Sichtbarkeit unseres universitären Engagements nach außen hin zu stärken“, fasst Dr. Lutz-Auras ihr Vorhaben zusammen.

Julius Richert übernimmt das Amt des studentischen Prorektors. Seine Amtszeit beginnt am 14. April 2022 und endet ebenso am 13. April 2023. Er folgt auf die

*Dr. Ludmila Lutz-Auras
(Foto: privat).*



*Julius Richert
(Foto: Jonas Müller).*

derzeit amtierende studentische Prorektorin Marie Pleßmann, deren Amtszeit am 13. April 2022 endet.

Julius Richert studiert Informatik und Chemie für das Lehramt an Gymnasien. Schon seit Beginn seines Studiums bringt er sich aktiv in die studentische Selbstverwaltung ein, zurzeit ist er Vize-Präsident im Studierendenrat der Universität Rostock. Als studentischer Prorektor möchte er an der Schnittstelle zwischen Studierendenschaft und Rektorat die sehr gute Zusammenarbeit fortsetzen. „Wir erwarten alle sehnlichst die Rückkehr zur Präsenzlehre. Dennoch möchte ich mich sehr dafür einsetzen, dass neue Arbeitsformen und digitale Lehrangebote nach dem Ende der Pandemie nicht einfach wieder in Vergessenheit geraten, sondern ergänzend in der Präsenzlehre zum Einsatz kommen, in die Präsenzlehre integriert werden“, beschreibt Julius Richert ein Vorhaben für seine bevorstehende Amtszeit.

„Ich gratuliere der neuen Prorektorin und dem neuen Prorektor ganz herzlich zu ihrer Wahl und freue mich auf die Zusammenarbeit. Gleichzeitig möchte ich sowohl Professorin Klettke als auch Frau Pleßmann für ihr Engagement als Prorektorinnen danken. Ich wünsche ihnen alles erdenkbar Gute für ihre zukünftigen Vorhaben“, sagt Rektor Professor Wolfgang Schareck.

Kristin Nölting

PROF. DR. PHIL. HABIL. HARALD RAAB IN MEMORIAM (1921 – 1969)

Aus dem *Catalogus Professorum Rostochiensium* erfährt man, dass Harald Raab, Professor für Slawistik an der Universität Rostock, u.a. über deutsch-russische Kultur- und Literaturbeziehungen geforscht und gelehrt hat. Was aber macht das Vermächtnis dieses Wissenschaftlers der Rostocker Universität aus?

Sein 100. Geburtstag am 12. Oktober 2021 ist für uns Anlass, an die hervorragenden Leistungen dieses Literaturwissenschaftlers, Hochschullehrers, Herausgebers, Übersetzers zu erinnern, der die Slawistik in den 50er- und 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts im In- und Ausland nachweislich geprägt hat. Seine mehr als 120 Publikationen und Werkausgaben haben ihre Wirkung auf Studierende und Wissenschaftler bis in die Gegenwart bewahrt.

Geboren in Brünn sprach er Tschechisch fast wie eine zweite Muttersprache. Das hat ihm den Zugang zu verschiedenen slawischen Sprachen immer erleichtert. Nachdem er in seiner Vaterstadt das Abitur abgelegt hatte, schrieb er sich 1940 an der Prager Karls-Universität für ein Studium der Rechtswissenschaft und Germanistik ein, das mit der Einberufung zur Wehrmacht vorzeitig endete. Aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft, während der er sehr schnell Russisch gelernt hatte, kehrte er 1949 zurück. Seine Russischkenntnisse sollten nun für ihn die Grundlage seiner beruflichen Zukunft werden. In Eggesin war er kurzzeitig als Russischlehrer tätig, bevor er 1951 an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald sein Slawistik- und Germanistikstudium aufnehmen konnte.

Bei Ferdinand Liewehr beendete er 1956 seine Dissertation zum Thema „Über die Anfänge der slawistischen Studien im deutschen Ostseeraum unter besonderer Berücksichtigung von Mecklenburg-Vorpommern“. Dieses Thema wurde – neben der Puschkin-Rezeption – für Harald Raab zu einem zentralen Thema, das er immer wie-

der aufgreift und am Beispiel berühmter deutscher und russischer Persönlichkeiten vertieft.

Nachdem Raab zunächst in Greifswald tätig war, wechselte er 1959 an das Institut für Slawistik der Universität Rostock und wurde damit zum Nachfolger seines Hochschullehrers Liewehr. Für die Rostocker Slawistik war Harald Raab ein Glücksfall. Mit seiner Kreativität, seiner geistigen Produktivität, seinen vielseitigen Interessen, die Literaturwissenschaft, Poetik, Folklore, Übersetzungswissenschaft, Kulturgeschichte, Literarische Rezeption und Texttheorie umfassten, mit seinen Qualitäten als Leiter einer wissenschaftlichen Einrichtung formte er ein Institut, das in Forschung und Lehre einen hohen Standard anstrebte und erreichte.

Harald Raab –
eine Persönlichkeit,
die für traditio
et innovatio steht.

In seiner Habilitationsschrift „Die Lyrik Puškins in Deutschland 1820–1870“ behandelte Raab nicht nur die literarische Rezeption als historischen Vorgang, sondern führte detaillierte sprachstilistische Textanalysen durch und widmete sich dem Problem der Versübersetzung. Dass diese Arbeit beim Akademie-Verlag Berlin 1964 im Druck erschien, was zu jener Zeit in der DDR durchaus selten vorkam, machte sie zum Ausgangspunkt für zahlreiche neue Untersuchungen.

Die im Aufbau-Verlag erschienene sechsbändige Puschkinausgabe, die mehrfach – zuletzt 1999 – nachgedruckt und bereits 1973 an den Insel-Verlag in Frank-

furt a. M. auslizensiert wurde, machte Harald Raab in wohl allen deutschsprachigen Ländern und bei Puschkinforschern weltweit berühmt. Für die von ihm getroffene Auswahl der erzählenden Prosa, Gedichte, Poeme, Märchen, Aufsätze, Briefe und Tagebücher verwendete er bekannte und neue Übersetzungen. Dass Harald Raab in seiner Jugend selbst Gedichte geschrieben hatte, wussten damals weder seine Mitarbeitenden noch seine Studierenden.

Auch bei seiner Neuübersetzung und Herausgabe des Igorliedes (in seiner Bedeutsamkeit als Schriftdenkmal vergleichbar mit dem Nibelungenlied) bewies Raab sein Gespür für eine relevante Forschungsthematik. Wie das bei Reclam 1965 erschienene Igorlied aufgenommen wurde, erkennt man u.a. an einer Anmerkung in Solschenizyns „Der erste Kreis der Hölle“, in der sich die Übersetzerin auf das von Raab herausgegebene Igorlied bezieht. Dass eine 1968 in Frankfurt a. M. erschienene Publikation auf eine in Leipzig herausgegebene Publikation verweist, dürfte in jener Zeit ebenfalls selten vorgekommen sein.

Als Hochschullehrer hat Raab mit seinem universalen Wissen, seinem pädagogischen Geschick, seinem Charisma und seiner beeindruckenden Rhetorik einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Forschung und Lehre bildeten für ihn eine Einheit. Er bezog Studierende in seine Forschungsprojekte ein und erwähnte ihre Leistungen in seinen Werken. Raabs Forderungen an die Studierenden waren hoch. Akribisches Zitieren, exakte Rechtschreibung und tiefgründige Recherchen gehörten zum Standard. In einem geschickten Spagat zwischen äußerer Anpassung und konsequenter Selbsttreue verwirklichte er sein Verständnis von Forschung und Lehre, ohne sich dem Dogmatismus der damaligen Zeit zu unterwerfen. Die Wahl seiner vielen Forschungsgebiete entsprach seinen eigenen Maßstäben. Durch seine Fachkompetenz und Bekanntheit über das eigene Land hinaus war er möglicherweise unantastbar geworden.

Wie umfassend Harald Raab als Slawist wirksam wurde, bewies er als Mitglied des Nationalen Slawistenkomitees, als Gründungsmitglied der Zeitschrift für Slawistik, in der er auch selbst publizierte sowie mit seinen Beiträgen auf internationalen Slawistenkongressen.

Nach seinem viel zu frühen Tod im Alter von 47 Jahren erschienen etliche Nachrufe im In- und Ausland. Wer aber hätte diesen Verlust treffender formulieren können, als Ferdinand Liewehr, dessen Student und Nachfolger Harald Raab war?

„Viel, sehr viel hat die Slawistik des In- und Auslandes an Harald Raab verloren. Viel hätte er ihr noch zu geben gehabt. ... Aber schon das, was er ihr als Erbe und verpflichtendes Vermächtnis hinterlassen hat, ist so umfangreich, vielschichtig ... und zeugt von so viel Scharfsinn, Kombinationsgabe, Forschergeist, Akribie, kritischem und ästhetischem Feingefühl, dass es immer wieder Samen streuen wird zu neuen Ernten.“

Ursula Kantorczyk und Nils Raab



Privatbesitz von Dr. Monika Raab

NEU AN DER UNIVERSITÄT ROSTOCK

Junior-Professorin Ulrike Henny-Krahmer

Philosophische Fakultät, Institut für Germanistik
Digital Humanities



Ulrike Henny-Krahmer studierte von 2002 bis 2009 Regionalwissenschaften Lateinamerika (Romanistik, Iberische und Lateinamerikanische Geschichte und Volkswirtschaftslehre) an den Universitäten zu Köln und Lissabon. Bis 2015 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Cologne Center for eHumanities der Universität zu Köln und von 2015 bis 2020 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Würzburg, wo sie im Juni 2021 ihre Dissertation zu computergestützten Gattungsanalysen des hispano-

amerikanischen Romans im 19. Jahrhundert verteidigte. Im Oktober 2021 folgte sie dem Ruf auf die Akademie-Juniorprofessur für Digital Humanities an die Universität Rostock. Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen digitale Editionen und Textsammlungen und Verfahren der quantitativen Textanalyse.

Professor Thomas Hahn-Bruckart

Theologische Fakultät
Kirchengeschichte

Thomas Hahn-Bruckart studierte evangelische Theologie an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, der Dormition Abbey in Jerusalem und der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. 2011 wurde er in Kiel mit einer Arbeit über transatlantische Austauschprozesse im Protestantismus des 19. Jahrhunderts promoviert. Es folgten Tätigkeiten als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Europäische Geschichte in Mainz und an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, an der er sich 2020 mit einer Arbeit über die Konstruktion innerreformatorischer Devianz in der frühen Wittenberger Reformation habilitierte. Forschungsschwerpunkte stellen neben der Reformationsgeschichte die Kirchen- und Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts sowie Pietismus und Erweckung in transnationaler Perspektive dar.



Professorin Martina Dieckhoff

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät
Institut für Soziologie und Demographie

Martina Dieckhoff studierte an der FU Berlin und an der Oxford University. Es folgte die Promotion im Fach Soziologie am Nuffield College der Oxford University. Am Nuffield College verbrachte sie auch ihr erstes Postdoc-Jahr, bevor sie als Postdoc am Danish Center for Social Science Research in Kopenhagen tätig war. Danach war sie von 2008 bis 2018 (mit Unterbrechungen) wissenschaftliche Mitarbeiterin am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Sie hat außerdem ein Jahr als Max Weber Fellow am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz verbracht und einige Monate am Center for European Studies an der Harvard University in Cambridge geforscht. 2018 erhielt sie einen Ruf an die Europa-Universität Flensburg, wo sie bis zu ihrem Wechsel an die Universität Rostock tätig war. Seit März 2021 lehrt und forscht sie an der Universität Rostock. Im Zentrum ihrer Forschungsarbeit steht die international vergleichende Sozialstrukturanalyse und Ungleichheitsforschung. Ein besonderer Fokus liegt auf der Analyse sozialer Ungleichheiten im Arbeitsmarkt. Sie ist verheiratet und hat zwei Töchter und einen Sohn.



Professor Carsten Kremer

Juristische Fakultät
Lehrstuhl für Öffentliches Recht und Neuere Rechts- und Verfassungsgeschichte

Seit dem Sommersemester 2021 ist Carsten Kremer Professor für Öffentliches Recht und Neuere Rechts- und Verfassungsgeschichte an der Universität Rostock. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören das Sicherheitsrecht und die Geschichte des Staats- und Verwaltungsrechts. Er studierte Rechtswissenschaft sowie Neuere und Neueste Geschichte an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und der Ludwig-Maximilians-Universität München. Nach dem Zweiten Juristischen Staatsexamen (München) absolvierte er ein Postgraduiertenstudium an der University of Oxford (Magister Juris in European and Comparative Law). Im Anschluss daran war er als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Augsburg und an der Goethe-Universität Frankfurt am Main tätig.

Carsten Kremer promovierte an der Frankfurter Goethe-Universität mit einer rechtshistorischen Dissertation und habilitierte sich dort 2016 mit einer Arbeit zur „Vorsorge im allgemeinen Sicherheitsverwaltungsrecht“. Nach Lehrstuhlvertretungen u.a. an der Humboldt-Universität zu Berlin sowie an den Universitäten Göttingen, Freiburg und Hannover folgte er dem Ruf an die Universität Rostock.

Junior-Professor Andreas Richter

Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät
Pflanzliche Stoffwechsellkunde

Andreas Richter hat zwischen 2005 und 2011 an der Humboldt-Universität zu Berlin das Biologiestudium absolviert und dort zur Regulation der Chlorophyll-Biosynthese in Pflanzen im Jahr 2017 mit Auszeichnung promoviert. Im Anschluss an eine kurze PostDoc-Phase wurde er im Dezember 2019 zum Juniorprofessor an die Humboldt-Universität zu Berlin berufen. Mit dem Ziel für seine wissenschaftlichen Studien ein langfristig tragfähiges Fundament zu schaffen, folgte er im März 2021 dem Ruf auf die Juniorprofessur für „Pflanzliche Stoffwechselphysiologie“ an die Universität Rostock. Sein aktueller Forschungsschwerpunkt liegt auf der Untersuchung intrazellulärer Signalwege und deren Komponenten, die es Pflanzen erlauben sich an ungünstige Wachstumsbedingungen anzupassen.



Professor Karsten Müller

Fakultät für Maschinenbau
Technische Thermodynamik

Karsten Müller studierte von 2004 bis 2009 Chemieingenieurwesen an der Technischen Universität München und der University of Cape Town (Südafrika). Anschließend wechselte er an die Universität Erlangen, wo er 2013 promovierte und in der Folge als Gruppenleiter im Bereich Energietechnik tätig war. Nach einem Forschungsaufenthalt am Pacific Northwest National Laboratory (USA) habilitierte er 2018 und wechselte 2019 an das Helmholtz-Institut Erlangen-Nürnberg für Erneuerbare Energien. Seit Oktober 2020 ist er Inhaber des Lehrstuhls für Technische Thermodynamik an der Universität Rostock. Schwerpunkte seiner Forschung sind die effiziente Konversion und Speicherung von Energie sowie die thermophysikalischen Eigenschaften von Stoffen. Ein besonderer Fokus liegt auf Technologien zur Speicherung von Wasserstoff.



NEU AN DER UNIVERSITÄT ROSTOCK

Professor Philipp Weißgraeber

Fakultät für Maschinenbau und Schiffstechnik
Lehrstuhl für Leichtbau



Professor Philipp Weißgraeber ist seit 1. Oktober Inhaber des Lehrstuhls für Leichtbau an der Fakultät für Maschinenbau und Schiffstechnik. Sein Studium des allgemeinen Maschinenbaus an der TU Darmstadt schloss er 2009 ab, um dann am Fachgebiet Strukturmechanik an Versagensvorgängen in Multi-Material-Werkstoffen zu forschen. Nach der Promotion im Jahr 2014 trat er eine Stelle als Forschungsingenieur bei der Robert Bosch GmbH

an. Ab Januar 2019 übernahm er am Forschungscampus ARENA2036 in Stuttgart eine Aufgabe als Forschungskoordinator. In dieser Zeit war er außerdem als Lehrbeauftragter an der Universität Stuttgart tätig. Sein Forschungsfokus liegt auf der Analyse grundlegender Funktions- und Versagensmechanismen in zukünftigen Leichtbaustrukturen und -werkstoffsystemen.

Professor Johannes Stubert

Universitätsmedizin Rostock
Gynäkologie und Geburtshilfe

Nach dem Studium der Humanmedizin in Leipzig begann Johannes Stubert 2005 seine Facharztausbildung an der Frauenklinik des Klinikums Berlin-Buch. Im selben Jahr erfolgte die Promotion mit einer experimentellen Arbeit am Paul-Flechsig-Institut für Hirnforschung Leipzig. 2007 wechselte er an die Universitätsfrauenklinik Rostock und ist dort seit 2011 als Facharzt für Gynäkologie und Geburtshilfe tätig. 2015 folgte die Ernennung zum Oberarzt und 2016 die Erlangung der Lehrbefugnis. Wissenschaftlich stehen funktionelle Aspekte der Plazenta, insbesondere des Trophoblasten im Fokus, im Rahmen der klinischen Forschung vornehmlich prädiktive Modelle schwangerschaftsspezifischer Erkrankungen. Von 2018 bis 2021 begleitete er eine Vertretungsprofessur, der schließlich ein Ruf auf die Professur für Gynäkologie und Geburtshilfe folgte. Seit 2020 ist er leitender Oberarzt und geburtshilflicher Leiter des Perinatalzentrums der Universitätsfrauenklinik Rostock.



Professor Florian Sprenger

Fakultät für Maschinenbau und Schiffstechnik
Lehrstuhl für Schiffbau



Florian Sprenger studierte an der Technischen Universität Berlin und der University of Strathclyde in Glasgow, Schottland Schiffs- und Meerestechnik. Im Anschluss arbeitete er als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachgebiet Meerestechnik der Technischen Universität Berlin, wo er 2012 seinen Dokortitel erhielt. Seine Arbeit zur hydrodynamischen Kopplung von Schiffsbewegungen und Flüssigkeitsbewegungen in teilgefüllten Tanks wurde mit dem Georg-Weinblum-Preis ausgezeichnet. Von 2013 bis 2017 arbeitete Professor Sprenger als Projektmanager auf dem Gebiet der experimentellen und numerischen Schiffshydrodynamik bei SINTEF Ocean in Trondheim, Norwegen. Seine Forschung wurde 2017 mit dem Vice-Admiral-E.L.-Cochrane-

Award der amerikanischen Society of Naval Architects and Marine Engineers ausgezeichnet. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland war er von 2017 bis 2021 beim Projektträger Jülich für die wissenschaftliche Betreuung des Maritimen Forschungsprogramms des Bundesministeriums für Wirtschaft und Energie zuständig. Seine wissenschaftlichen Interessen liegen im Entwurf und der Performanceanalyse von Schiffen, wobei das Seegangsverhalten und marine Operationen im Fokus stehen. Ein weiteres Forschungsfeld sind Technologien zur marinen Ölunfallbekämpfung. Florian Sprenger ist verheiratet und Vater von drei Kindern.



Professorin Claudia Stolle

Direktorin des Leibniz-Instituts für Atmosphärenphysik in Kühlungsborn
Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät
Institut für Physik

Claudia Stolle studierte an der Universität Leipzig und an der Universität Toulouse III „Paul Sabatier“, an der sie auch diplomierte. Im Anschluss promovierte sie an der Universität Leipzig. Ihren Dokortitel erlangte sie im Jahr 2005. Von 2005 bis 2010 war sie als Postdoc am Helmholtz Zentrum Geoforschungszentrum (GFZ) Potsdam angestellt. Von 2010 bis 2013 arbeitete sie als Wissenschaftlerin an der Technischen Universität Dänemark (DTU) in Lyngby/Kopenhagen. Von 2013 bis 2021 leitete sie die Sektion „Geomagnetismus“ am GFZ Potsdam und hielt eine Professur an der Universität Potsdam inne. 2021 übernahm sie das Amt der Direktorin des Leibniz-Institutes für Atmosphärenphysik in Kühlungsborn in Verbindung mit einer Professur an der Universität Rostock. Ihre Forschungsinteressen liegen in der Physik der mittleren und oberen Atmosphäre und deren Wechselwirkung mit der Ionosphäre.

NEUE PRESSESPRECHERIN AN DER UNIVERSITÄT ROSTOCK

Zum 1. November 2021 hat Dr. Kirstin Werner die Leitung der Presse- und Kommunikationsstelle der Universität Rostock übernommen.

Die gebürtige Berlinerin hat an der Technischen Universität Braunschweig, der Universität Potsdam und der Universität Island Geoökologie und Geowissenschaften studiert und am GEOMAR Helmholtz-Zentrum für Ozeanforschung in Kiel zur Klimageschichte der Arktis promoviert. Als Wissenschaftlerin verbrachte Kirstin Werner insgesamt mehrere Jahre im Ausland (USA, Norwegen, Südkorea) und war seit 2016 am Bremerhavener Alfred-Wegener-Institut Helmholtz-Zentrum für Polar- und Meeresforschung in der Leitung des Internationalen Koordinationsbüros für Polare Vorhersagen der Weltwetterbehörde (WMO) tätig.

Bereits während des Studiums war Kirstin Werner als freie Journalistin unterwegs und leitete die Literaturredaktion des ehemaligen Kulturmagazins goon. Ihr Volontariat absolvierte sie in der Pressestelle des Senckenberg Naturmuseums und Forschungsinstituts in Frankfurt am Main. 2017 schloss sie nebenberuflich ein Master-Studium an der TU Berlin im Bereich Wissenschaftsmarketing ab.

Zusammen mit ihrer Stellvertreterin, Dr. Kristin Nölting, die seit 2007 in der Pressestelle der Universität Rostock tätig ist, möchte Kirstin Werner den internationalen Forschungsstandort Rostock sowohl für Studierende als auch für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus dem In- und Ausland attraktiv machen. „Kristin Nölting, von Hause aus Geisteswissenschaftlerin, kennt die Universität und die Stadt wie ihre Westentasche; ich bringe meinen naturwissenschaftlichen Hintergrund und diverse Erfahrungen aus der internationalen Arbeit mit Wissenschaftsnetzwerken mit – das zusammen ergibt eine gute Kombi, die vielfältigen Potentiale der Universität im engen Schulterschluss mit der Hanse- und Universitätsstadt nach außen hin sichtbar zu machen“, sagt Kirstin Werner.

*Presse- und Kommunikationsstelle
der Universität Rostock*



WISSENSCHAFTLER MIT JOACHIM-JUNGIUS-FÖRDERPREIS DER UNIVERSITÄT ROSTOCK AUSGEZEICHNET

Im Dezember 2021 sind vier Wissenschaftler für ihre herausragenden Doktorarbeiten mit einem Joachim-Jungius-Förderpreis der Gesellschaft der Förderer der Universität Rostock e.V. geehrt worden. Er ist jeweils mit 2.000 Euro dotiert.



Dr. Hermann Winrich Pommerenke (Foto: privat).

Dr. Hermann Winrich Pommerenke (Fakultät für Informatik und Elektrotechnik) hat sich in seiner Promotionsarbeit mit dem Thema der Beschleunigerphysik und -technologie beschäftigt. Teilchenbeschleuniger werden nicht nur für die Hochenergiephysik genutzt, sondern kommen beispielsweise auch in der Industrie und der Medizin zum Einsatz. Hermann Winrich Pommerenke gelang es, einen weiteren Anwendungsbereich zu erschließen: die zerstörungsfreie Prüfung von kulturellen Gütern direkt vor Ort, z. B. von archäologischen Stücken und Kunstwerken in Museen.

Dr. André Knabe (Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät)



Dr. André Knabe (Foto: privat).

hat in seiner Dissertation die subjektive Wahrnehmung und Bewältigung von Armut in sozialen Netzwerken untersucht. Er wies in seiner Arbeit unterschiedliche Armutstypen nach und schlug Handlungsmöglichkeiten für die Sozialpolitik vor. Mit dieser Netzwerkperspektive bereichert André Knabe die klassische soziologische Armutsforschung.



Dr. Lars Mielke (Foto: privat).

Das landwirtschaftliche Werk des antiken Schriftstellers Columella stand im Mittelpunkt der Dissertation von Dr. Lars Mielke (Philosophische Fakultät), der sowohl

Latinist als auch Biologe ist. Mit seinem gesamtheitlichen Ansatz bei der Interpretation des antiken Fachtextes setzt Mielke einen Meilenstein bei der Erforschung dieser Textgattung.



Dr. Benjamin Torner (Foto: privat).

Die Dissertation von Dr. Benjamin Torner (Fakultät für Maschinenbau und Schiffstechnik) behandelte eine Herzpumpe, die zur Überbrückung der Wartezeit von Herztransplantationspatientinnen- und -Patienten eingesetzt wird. Die Überlebenschance für diejenigen, die mit diesem Hilfsmittel ausgestattet werden, liegt bei 80 Prozent. Nach zwei Jahren sinkt diese jedoch bisher auf 70 Prozent. Grund hierfür ist u. a. eine Schädigung des Blutes durch erhöhte Schubspannungen in der Maschine, hervorgerufen durch Strömungsablösungen und Turbulenzen. Torner entwickelte Werkzeuge, mittels derer künftig Herzpumpen gefertigt werden können, die deutlich geringere Blutschädigungen hervorrufen werden.

FÖRDERPREIS FÜR LEHRE 2021 FÜR DREI LEHRENDE

Drei Lehrende der Universität Rostock sind auf Vorschlag von Studierenden durch die Gesellschaft der Förderer der Universität Rostock e.V. im Dezember 2021 mit einem Förderpreis für Lehre ausgezeichnet worden. Der mit 3.000 Euro dotierte Preis ging zu gleichen Teilen an Dr. Christian Klager (Philosophische Fakultät), Privatdozent Dr. Markus Sehlmeier (Philosophische Fakultät) und Dr. Robert Brumme (Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät). Mit der Auszeichnung wird ihr besonderes Engagement in der digitalen Lehre während der Corona-Pandemie gewürdigt.



Dr. Christian Klager (Foto: privat).

Dr. Christian Klager (Institut für Philosophie) versteht es, die Studierenden in den Seminaren und bei deren Vor- und Nachbereitung auf Augenhöhe einzubeziehen. Seine Studierenden schätzen seine herausragende fachliche und didaktische Kompetenz.

Dr. Robert Brumme (Lehrstuhl für Soziologische Theorien und Theoriegeschichte) wurde für seine Lehrveranstaltungen „Sozialstruktur der Bundesrepublik Deutschland“ und „Sternstunden der So-



Dr. Robert Brumme (Foto: privat).

ziologie“ mit einem Förderpreis für Lehre ausgezeichnet. Seine Studierenden loben seine begeisterte, motivierende Art und die klare Strukturierung seiner Lehrveranstaltungen.

PD Dr. Markus Sehlmeier (Heinrich Schliemann-Institut für Altertumswissenschaften) ist für seine Lehrveranstaltung „(Alte) Geschichte als Beruf. Übungen zur Berufspraxis ‚in Massenmedien und Museen“ von den Studierenden für den Preis vorgeschlagen worden. Die Lehrveranstaltung bot den Studierenden die Möglichkeit ein realistisches und differenziertes Bild ihrer beruflichen Möglichkeiten zu entwickeln.

Kristin Nölting



PD Dr. Markus Sehlmeier (Foto: privat).

IMPRESSUM

Traditio et Innovatio
Magazin der Universität Rostock

Herausgeber:
Rektor der Universität Rostock

Redaktionsleitung:
Dr. Kristin Nölting (V.i.S.d.P.)

Universität Rostock,
Presse- und Kommunikationsstelle,
Universitätsplatz 1, 18055 Rostock,
Tel.: +49 381 498-1012,
E-Mail: pressestelle@uni-rostock.de

Fotos:
wenn nicht anders angegeben,
IT- und Medienzentrum der Universität

Titelbild:
Brief von Aaron Isaak an Oluf Gerhard Tychsen
in Form des Mecklenburgischen Stierkopfes:
[Mikrographie]: Mss. orient. 281.17
[Nachlassmaterialien], [Bützow], 1769
<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn835290239>.

Layout:
Matthias Timm,
Heise Medienwerk GmbH & Co. KG, Rostock

Druck:
Druckerei Weidner GmbH

Auflage:
2.500 Exemplare

ISSN 1432-1513

Hinweise:
Soweit neutrale oder männliche Bezeichnungen verwendet werden, sind darunter jeweils weibliche und männliche Personen zu verstehen. Die Redaktion behält sich die sinnwahrende Kürzung von Beiträgen vor. Namentlich oder mit dem Signum des Verfassers gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung des Herausgebers oder der Redaktion übereinstimmen.

Die Rechte der veröffentlichten Beiträge einschließlich der Abbildungen, soweit nicht anders gekennzeichnet, liegen bei der Universität Rostock. Der Nachdruck gegen ein Belegexemplar bei Quellen- und Autorenangabe ist frei.

Verleihung der Lehrbefugnis durch den Akademischen Senat

Januar 2021

Dr. med. habil. Laila Schneidewind
Universitätsmedizin Rostock

Dr. med. habil. Tina Sabine Tischer
Universitätsmedizin Rostock

Dr. rer. nat. habil. Phillip Trefz
Universitätsmedizin Rostock

März 2021

Dr. rer. nat. habil. Tatyana Liseykina
Mathematisch-Naturwissenschaftliche
Fakultät

Dr. med. habil. Désirée Louise Dräger
Universitätsmedizin Rostock

Dr. rer. nat. habil. Thomas Stahnke
Universitätsmedizin Rostock

April 2021

Dr. rer. nat. habil. Esteban Mejía
Mathematisch-Naturwissenschaftliche
Fakultät

Dr. rer. nat. habil. Nadja Patenge
Mathematisch-Naturwissenschaftliche
Fakultät

Mai 2021

PD Dr. med. Tobias Brockmann
Universitätsmedizin Rostock

PD Dr. med. habil. Dr. rer. nat. Matthias Fischer
Universitätsmedizin Rostock

Juni 2021

Dr. med. habil. Dr. med. dent. Michael Dau
Universitätsmedizin Rostock

PD Dr. med. Florian Andreas Geßler
Universitätsmedizin Rostock

Dr. med. habil. Eberhard Grambow
Universitätsmedizin Rostock

Dr. med. habil. Tobias Christian Werner Schuldt
Universitätsmedizin Rostock

Dr. med. habil. Nora Magdalena Weiss
Universitätsmedizin Rostock

Juli 2021

Dr. med. habil. Silvius Frimmel
Universitätsmedizin Rostock

Dr. med. habil. Robert Patejdl
Universitätsmedizin Rostock

PD Dr. med. habil. Christoph Fabian Lutter
Universitätsmedizin Rostock

September 2021

Dr. phil. habil. Corinna Lüthje
Philosophische Fakultät

PD Dr. phil. habil. Dorothea Elisabeth Meier
Philosophische Fakultät

Dr. med. habil. Reiko Wießner
Universitätsmedizin

Oktober 2021

Dr. rer. nat. habil. Alexander Hawlitschka
Universitätsmedizin Rostock

Dr. rer. nat. habil. Katrin Manda
Universitätsmedizin Rostock

Dezember 2021

Dr. med. habil. Claudia Brockmann
Universitätsmedizin Rostock

Dr. rer. nat. habil. Martina Sombetzki
Universitätsmedizin Rostock

PD Dr. med. habil. Christoph Schulze
Universitätsmedizin Rostock

Januar 2022

Dr. rer. nat. habil. Dörte Wittenburg
Agrar- und Umweltwissenschaftliche
Fakultät

Dr. med. habil. Dagmar Alice Wichelhaus
Universitätsmedizin Rostock

Abgeschlossene Habitationsverfahren

Januar 2021

Dr. rer. nat. habil. Thomas Stahnke
Universitätsmedizin Rostock

Dr. med. habil. Désirée Louise Dräger
Universitätsmedizin Rostock

Dr. rer. nat. habil. Nadja Patenge
Mathematisch-Naturwissenschaftliche
Fakultät

April 2021

Dr. rer. nat. habil. Ming Zhou
Mathematisch-Naturwissenschaftliche
Fakultät

Dr. med. habil. Nora Magdalena Weiss
Universitätsmedizin Rostock

Dr. med. habil. Tobias Christian Werner Schuldt
Universitätsmedizin Rostock

Dr. Dr. med. habil. Michael Dau
Universitätsmedizin Rostock

Dr. med. habil. Eberhard Grambow
Universitätsmedizin Rostock

Mai 2021

Dr. med. habil. Robert Patejdl
Universitätsmedizin Rostock

Dr. med. habil. Silvius Frimmel
Universitätsmedizin Rostock

Juni 2021

Dr. med. habil. Reiko Wießner
Universitätsmedizin Rostock

Dr. phil. habil. Corinna Lüthje
Philosophische Fakultät

August 2021

Dr. rer. nat. habil. Katrin Manda
Universitätsmedizin Rostock

Dr. rer. nat. habil. Alexander Hawlitschka
Universitätsmedizin Rostock

November 2021

Dr. med. habil. Martina Sombetzki
Universitätsmedizin Rostock

Dr. med. habil. Claudia Brockmann
Universitätsmedizin Rostock

Dr. med. habil. Alice Wichelhaus
Universitätsmedizin Rostock

Dezember 2021

Dr. med. habil. Stefanie Rettschlag
Universitätsmedizin Rostock

Dr. rer. nat. habil. Dörte Wittenburg
Agrar- und Umweltwissenschaftliche
Fakultät

Hon Aaron Pithler, Kantor, von
Litzowischer Tetshyuden, Jahr 1778
Der von ihm durch meine handschriftliche
gestifteten Juden-Gewinn z